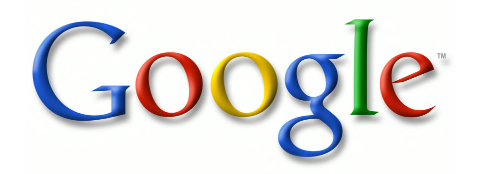

Google

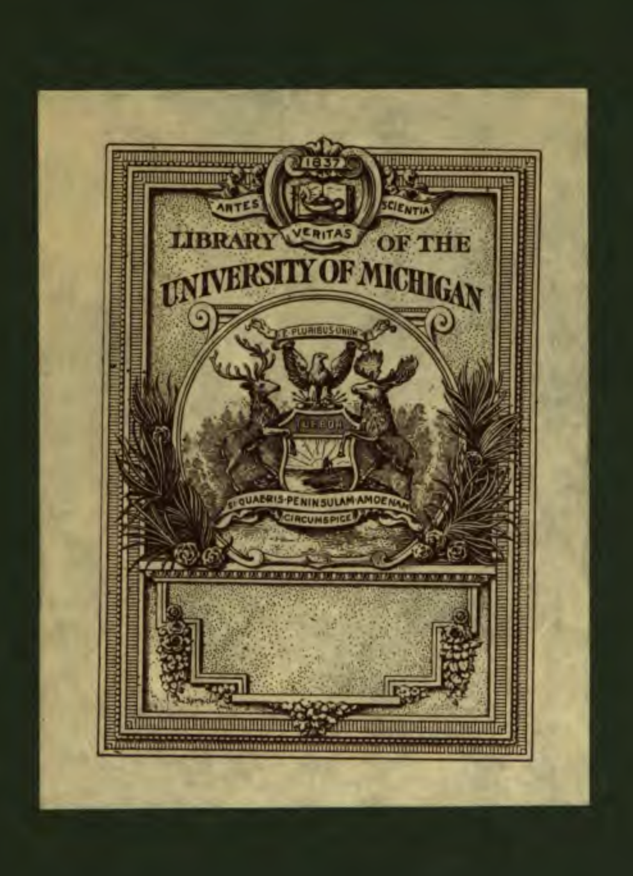
Ernst von Wolzogen

Augurenbriefe I



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE









Augurenbriefe

Ernst von Wolzogen

Augurenbriefe

Erster Band



Berlin, 1908, F. Fontane & Co.

Piererscha Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg

Vorwort.

Unter den Kardinaltugenden, mit deren weiblichen Erscheinungsformen der Deutsche ehemals die Fassaden seiner Häuser zu schmücken liebte, befand sich regelmäßig auch die Perseverantia. Die Beharrlichkeit als eine Tugend des Staates und der Gemeinde galt von jeher dem Deutschen als eine starke Säule der öffentlichen Ordnung, und die Beharrlichkeit als Tugend des Individuums wurde als gleichbedeutend mit Charakter angesehen. Deutsche Moralisten haben von jeher den Charakter über das Talent gestellt, und von der stiernackigen Einseitigkeit der gelehrten Perücken früherer Jahrhunderte bis zur „Unentwegtheit“ des modernen eleganten Strebers hat sich solche charaktervolle Beharrlichkeit stets der allgemeinsten Hochachtung bei uns zu erfreuen gehabt. Leute, deren inneres und äußeres Wesen sich nicht nach Stand, Amt, Beruf, Partei klar und einwandsfrei rubrizieren läßt, sind bei uns stets als unsolide Charaktere, als pro-

blematische Naturen verdächtig gewesen. Die Geister, deren Führung sich der subalterne Verstand willig anvertraut, sollen so leicht in ihrem Wesen erkennbar und in allgemein verstandenen Rubriken unterzubringen sein wie etwa die Witze der fliegenden Blätter. So merkwürdig das für eine Nation von Dichtern, Denkern und hartnäckigen Eigenbrödlern sein mag, die Tatsache steht doch fest, daß bis auf den heutigen Tag für die Allgemeinheit der Deutschen die Beharrlichkeit als höchste Tugend verehrt wird. Zwar werden von Zeit zu Zeit altehrwürdige Rangordnungen revidiert, neue Klassifizierungen vorgenommen, aber diese Wandlungen vollziehen sich selten durch revolutionären Umsturz, sondern meistens auf dem Wege der ruhigen historischen Entwicklung.

Für unsere Zeit ließe sich etwa folgender Schematismus einer geistigen Rangordnung für Deutsche aufstellen:

(Tabelle siehe nächste Seite.)

Selbstverständlich soll dieser Schematismus nicht für erschöpfend gelten, noch auch behauptet werden, daß die darin aufgestellte Rangordnung allseitig anerkannt würde. Es sollen damit nur einige markante Beispiele von Gruppierungen von Eigenschaften und Gesinnungen gegeben werden, die jedem deutschen Zeitgenossen vernünftig und verständlich erscheinen. Die Regierung hat es, ebenso wie der ruhige Bürger, gern mit Normal-

Schematismus einer geistigen Rangordnung für Deutsche.

Stand	Politische Richtung	Verhältnis zur Rasse	Verhältnis zur Religion	Verhältnis zur Kunst und Wissenschaft	Hervorstechender Charakterzug	Besondere Kennzeichen des Auftretens
1. Junker	konservativ	antisemitisch, in den höchsten Staffeln clandestin	klerikal bzw. synodal christlich	indifferent bis heftig reaktionär	herrischer Hochmut	schneidig
2. Geldadel (Schlotbaron, Großkaufmann, Reeder usw.)	blaßliberal	publice philo-privatim, antisemitisch	innerlich überwundener Standpunkt, äußerlich lebhafte Beteiligung soweit Dekorum verlangt	Damenangelegenheit	ruhig, selbstbewußt, wenn nicht überlegen	Reserveleutnant
3. Börse	konservativ bis freisinnig	semitisch	siehe Politik	immer vorneweg (die Börse — Amme des Snobismus)	protzig	plattfüßig, aber tot schick
4. Bürgertum	nationalliberal bis freisinnig	publ. philo-priv. antisemitisch	mäßig aufgeklärt, aber rücksichtsvoll	mäßiger Bildungshunger, leicht befriedigt	Vorliebe f. Titel und Orden, bei passender Gelegenheit Mannesstolz vor Fürstenthronen	biedermännig, ehrpusselig
5. Bauern	konservativ resp. ultramontan	antisemitisch	unbedingt gläubig	bedürfnislos	dickköpfig, habgierig, geizig, pfiffig	devot nach oben, tyrannisch nach unten
6. Arbeiter	sozialistisch	offiziell weltbürgerlich, also auch philosemitisch	indifferent bis atheistisch	nimmt alles willig zu sich, soweit gut vorgekaut	Herdeninstinkt	das liebenswürdigste Individium, wird en masse rüpelhaft
7. Gesindel: Künstler, Journalisten, freie Gelehrte, Entgleiste aller Berufe und Stände	scharf links bis anarchistisch	Urteutonen bis Weltbürger	sektiererisch bis blasphemisch	alles besser und nichts ordentlich wissend	keiner, daher gemeingefährlich	lotterich, würdelos

menschen zu tun; sie rechnet gleichfalls mit einem solchen festen Schematismus und nimmt dem einzelnen Individuum, das außer Reih und Glied geraten, das rösselsprungartige Herumhüpfen in den Kolumnen geradeso übel, wie der solide Bürger es tut. Ein Junker z. B., der politisch freisinnig, religiös freidenkerisch, in Kunst und Wissenschaft ultrafortschrittlich sich gebärden wollte, würde sich bei seinesgleichen ebenso mißliebig machen wie ein Arbeiter, der seine monarchische und christliche Gesinnung in stillvergnügter Zufriedenheit zu betonen wagte bei seinen Genossen. Das alles ist klar, allgemein bekannt und bedarf keiner näheren Begründung.

Nun ist es aber auch ebenso allgemein bekannt, daß es zum Leidwesen aller Menschen in jedem Stande, in jeder Bildungssphäre Individuen gibt, die jeder Klassifizierung spotten und häufig sogar schamlos genug sind, ihre Charakterlosigkeit öffentlich zur Schau zu stellen, indem sie in Schriften und Reden dem Publikum ihre Zweifel an der Trefflichkeit des einmal eingeführten Schematismus, ihren häufigen Gesinnungswechsel, d. h. also ihre innere Unfertigkeit, ausdrücklich verkünden. Zu diesen beunruhigenden Elementen gehören regelmäßig auch die Genies, wie z. B. Bismarck, der sich aus seinem ziemlich häufigen Meinungswechsel beinahe eine Tugend zurecht gelegt hat. Aber die Kapriolen der Genies brauchen glücklicherweise

den ruhigen Normalmenschen nicht zu kümmern, denn als Maßstab sind sie ja doch nicht zu gebrauchen und im übrigen verrichten sie ihre Extravaganzen auf eigne Gefahr: setzen sie ihre Sache zum Besten der Allgemeinheit durch, so wird ihnen Ehre und Anerkennung trotz aller ungewöhnlichen Aufführung zuteil; setzen sie ihre Sache nicht durch, so sind sie um so ärger blamiert. Nun gibt es aber außer den Normalmenschen, die brav ihr Schema ausfüllen, und außer den Lotterbuben und Genies auch noch eine Menschengattung, die ich die Auguren nennen möchte. Sie gehören keinem Rang noch Stand ausschließlich an, sind auch keineswegs, wie jene offiziellen Zeichendeuter im alten Rom, an ihrem Gewande oder sonst einer Besonderheit im öffentlichen Auftreten zu erkennen. Was sie sich untereinander kenntlich macht, das ist einzig das verständnisvolle Lächeln, mit dem sie einander kameradschaftlich grüßen, sobald sie sich in der Öffentlichkeit oder auch im stillen, bei der Lektüre ihrer Schriften begegnen. Zu diesen Auguren gezählt zu werden, möchte auch der Verfasser dieser Aufsätze sich zur Ehre rechnen, und er möchte von seinesgleichen gelesen, verstanden und beherzigt werden. Er gehört auch zu den Leuten, die aus dem Schema ausgebrochen sind, und mit deren abgelegten Irrtümern ein gewandtes Jüdchen einen schwunghaften Handel zu eröffnen vermöchte. Er läßt sich ohne Widerspruch zu den

immer noch Wandelbaren, zu den ewig Unausgelernten, niemals endgültig Überzeugten werfen; er maßt sich keinerlei priesterliche Würde, keine unbestreitbare Autorität an, aber gerade darum zählt er sich auch zu den wirklich Freien, denen kein äußerer Zwang, keine notwendige Rücksichtnahme, keine leidenschaftliche Verfolgung noch hartnäckige Verkennung im Grunde etwas anhaben kann.

Die Auguren sind also die Vorurteilslosen, die innerlich freien Geister, welche sich auf der Höhe ihrer Zeit fühlen, auch wenn sie sich in aller Bescheidenheit der Unvollkommenheit ihrer Bildung, der Grenzen ihres Begriffsvermögens bewußt sein mögen. Der Augur wird also eben so schwer zum wütenden Umstürzler, wie zum verbissenen Nörgler werden können, wenn anders er die Kunst des Lächelns mit liebevollem Eifer zu pflegen bestrebt ist. Es kann einer ein armseliges bedrücktes Menschenkind sein, ein hungernder Schulmeister, ein geschuhriegelter Unterbeamter und dennoch von dem freien Gipfel des Augurentums herab diese putzige Welt vergnügt zu seinen Füßen krabbeln sehen; es kann andererseits einer ein großes Tier, ein würdevoller Priester irgendeines offiziellen Götzen sein, sagen wir ein Kirchenfürst, ein Staatsminister, und dennoch ein Augur, der sich von dem steifen Ernst, den ihm seine Stellung innerhalb des Schematismus aufnötigt, in dem

fröhlichen Lächeln seines geheimen Wissens erholt. In diesem geheimen Wissen besteht die Lebensfreude des Augurs, und seine besondere Aufgabe muß demnach darin bestehen, dieses sein geheimes Wissen würdigen Erben zu hinterlassen. Der Augur sucht hinter den Götzen der Masse den einen Gott, der sich in aller seiner Herrlichkeit der Masse niemals offenbaren kann; er verrichtet seine Andacht vor der ewigen Weisheit, Gesetzmäßigkeit und Schönheit der Natur und findet seine heimliche Ergötzung in der Betrachtung der wunderlichen Karikaturen, die der Mensch aus sich selbst und aus den Äußerungen des göttlichen Willens im Dasein seiner Geschöpfe gemacht hat.

Der Verfasser gedenkt im Laufe seiner Jahre alle Dinge und Verhältnisse, welche in den geistigen, wirtschaftlichen und politischen Kämpfen des Tages in den Vordergrund des Interesses gerückt werden, seiner vorurteilslosen Betrachtung zu unterziehen, soweit sie ihm eine innerere Teilnahme abnötigen und überhaupt innerhalb seines geistigen Horizontes liegen. Er will mit seiner Meinung über die besprochenen Dinge weder agitieren noch kokettieren. Er spricht nur zu denen und glaubt nur denen mit seiner offenen Aussprache eine Freude bereiten zu können, die mit ihm einig sind in der Wertschätzung der inneren Freiheit — also zu seinen Mitauguren. Und wenn er unter diesen dankbare Leser findet, so wird er gerne

mit seinem Werke fortfahren und von Zeit zu Zeit eine neue Sammlung solcher Zeitbetrachtungen herausgeben. In dieser Zeit der tollsten Gegensätze ist das wüste Schimpfen neben dem duckmäuserigen Leisetreten, das rohe Lachen neben dem heimlichen Knurren an der Tagesordnung. Der Verfasser dieser Augurenbriefe würde es sich zur hohen Freude und zu einigem Verdienst anrechnen, wenn es ihm gelingen sollte, durch das Vorbild seiner Betrachtungsweise einige ängstliche Seelen aufzurichten, bedrückte Talbewohner auf die Höhe zu führen, galligen Schwarzsehern und verkniffenen Nörglern das augurische Lächeln zu lehren. Er will kein Himmelstürmer, Weltbeglücker, Fragenlöser — überhaupt kein Seiltänzer über Abgründe heißen, er will wirklich nur das augurische Lächeln als reife Frucht philosophischer Weltbetrachtung dem günstigen Leser darbieten.

Darmstadt, im Februar 1908.

Ernst von Wolzogen.

Wohltäter der Menschheit.

(1907)



Ob der deutsche Augurenbund noch existiert, weiß ich nicht, obgleich ich die Ehre habe, ihm anzugehören; zweifellos aber ist der Witz seines Namens und die Güte seiner Sache. Er hatte seinen Sitz in Leipzig und verfolgte, ohne jemanden durch Verpflichtungen materieller Natur, durch Statuten oder irgendwelchen Formelkram zu belästigen, einzig und allein den Zweck, eifrig Umschau zu halten nach wahrhaft freien Geistern in allen Ländern deutscher Zunge, die durch Wort oder Tat ihre lächelnde Unberührtheit von allerlei Feldgeschrei des lauten Tages bewiesen hatten und sich anscheinend weder durch das Bruttogewicht der Massen noch durch die selbstgefälligen Narrheiten überkultivierter Einzelner imponieren ließen. Solche Leute galten einfach als Auguren und wurden, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu werden, durch Verleihung eines bis zur Brustwarze reichenden und mit einem Eberhauer geschmückten Stabes ausgezeichnet. Außerdem beschäftigte sich der Bund damit, unfreiwilligen Großauguren in

aller Welt die Ehrenmitgliedschaft durch erhaben stilisierte und edel kalligraphierte Handschreiben zu verleihen. So wurden im Jahre der Gründung des Bundes beispielsweise dem damaligen Unfehlbaren, Leo XIII., dem anderen Leo mit dem bürgerlichen Namen Taxil und dem Scharfrichter Reindl dergleichen Diplome übersendet.

Mich deucht, es lag ein feiner Witz in diesem kindlichen Spiele. Einerseits die Anerkennung der denkreifen Jugend — denn die Gründer des Bundes waren lauter junge Leute — für die wahren Führer vernünftiger zeitgemäßer Geistesbewegung und anderseits die ironische Belobigung wahrer Wohltäter der Menschheit: des Scharfrichters als handgreiflichsten Menschenfreundes, indem er die geschworenen Feinde der Gesellschaft um eine Kopfeslänge verkürzt, des Papstes, dieses dreifach gekrönten Großaugurs, als des irdischen Statthalters aller himmlischen Herrlichkeiten, und Leo Taxils, dieses genialen Charlatans, der ein ganzes Konzil von Exzellenzen, Eminenzen und Eminentissimi dahin brachte, die Unterschrift des Teufels Bitru anzuerkennen!

Sind sie nicht wirklich die größten Wohltäter der Menschheit, jene wenigen Besitzer eines unbestechlichen Humors, die ernsten Leuten vorzulachen verstehen, den Philister kränken und den Snob durchschauen, dem dünkelhaften Zyniker mit der Pritsche derb auf den Kopf schlagen und dem ein-

fältig Gutgläubigen lächelnd die Wange streicheln? Nicht die Possenreißer für den Pöbel habe ich im Sinn, nicht die Hofnarren des Philisteriums, sondern einzig jene gesegneten Tröster der Wissenden und darum Verzweifelnden: die fein lächelnden Auguren und die messianischen Narren eigenen Stils.

Für die gesunde Vernunft ist es wirklich eine Zeit zum Verzweifeln. Es will schier nichts mehr zusammenstimmen in dieser verrückten Welt von heute: zwischen Glauben und Wissen ist das Tischtuch endgültig zerschnitten, und doch will man die beiden zwingen, unter einem Dache zu wohnen und sich auf der Straße zu grüßen; Kapital und Arbeit sind aufeinander angewiesen und doch hassen sie sich als Erzfeinde und steigern sich gegenseitig in groteske Formen der Ungerechtigkeit und des Unsinns hinein; der Weltverkehr verbindet alle Völker der Erde, und die Schöpfer seiner Möglichkeiten spicken ihre Grenzen mit Kanonen und ärgern sich gegenseitig mit Zöllen die Gallsucht an; geistige und materielle Werte werden im Überfluß erzeugt, und das Zuviel vermodert auf den Gassen und verpestet die Luft für die Jungen und die Schwachen; die Intellektuellen beeifern sich, soweit sie für wohlanständig gelten wollen, Staats- und Religionsformen zu schützen und zu stützen, die ihnen ein Gegenstand heimlichen Gelächters sind; die, deren ehrlichste Sehnsucht es sein müßte, im Frieden patriarchalischer Fürsorge unterkriechen zu dürfen,

erheben ein wüstes Geschrei nach Freiheit und Gleichheit; und die liebe Kunst tut auch nichts weniger, als daß sie in das Undsoweiter dieser garstigen Feindseligkeiten wenigstens die Grazie brächte. Man hat neuerdings das Wort „Unstimmigkeit“ geprägt — Verwendung dafür hat man wahrlich auf Schritt und Tritt. Kein Wunder, daß alle Welt verstimmt ist, und daß das moderne Weltkonzert eine chinesische Musik hervorbringt.

Der Wissende, der Augur, findet in dieser unstimmigen Gegenwart so viel zu lächeln, daß sein Lächeln in Gefahr ist, zur Fratze zu werden, die von der des Schwarzsehers kaum mehr zu unterscheiden ist. Aus dem Munde Peter Schlehmils hörte ich einmal das köstliche Wort: „Ich versteh' net, warum ihr so arg auf die heutige Zeit schimpfts! Mir is's grad' recht, bal mer sich so recht scheen giften kann!“ Ja freilich, von dem Gesichtspunkt aus läßt unsere liebliche Moderne nichts zu wünschen übrig. Einschlafen kann man wenigstens nicht bei dem Spektakel, und die seelische Fettsucht kann auch nur ein Erzphilister bei so reichlich vorhandener Gelegenheit zur Gemütsbewegung kriegen.

Aber die Leute, denen das Giftspeien und das Giftschlucken eine Lust ist, befinden sich doch wohl in der Minderheit, und von der großen Mehrheit wird immer das befreiende Lachen vorgezogen werden.

Jede rüstig vorwärtsschreitende Kulturnation ist der Überzeugung, daß in ihrer lichtvollen Gegenwart sich die großstiligen Gaunereien und grotesken Narrheiten der Vergangenheit nicht wiederholen könnten. Aber ist nicht unser Leo Taxil mit seinem Teufel Bitru, den das Bischofskonzil von Trient feierlichst anerkennt, ein ebenso eleganter Charlatan wie einst der geniale Cagliostro, und hat nicht erst in neuester Zeit ein geriebener Gauner, der Schuster Voigt, als Hauptmann von Köpenick nicht nur die Galerie, sondern auch das Logenpublikum in helle Begeisterung versetzt durch seine gelungene Parodie auf den Militarismus? Der Mann hat sogar Intelligenz genug besessen, um als bewußter Ironiker gelten zu dürfen, als er sich im Zuchthaus überlegte, daß mit dem Militär „ein Ding zu drehen" sei. Daß er durch seinen Gaunerstreich den ganzen Militarismus ad absurdum geführt habe, wird kein Verständiger behaupten wollen; aber das große Gelächter über Köpenick hat, meine ich, dem Militär als Popanz wenigstens seinen Schrecken genommen. Ist der Mann, der das vollbrachte, nicht ein Wohltäter der Menschheit?

Und weiter: sollte man es für möglich halten, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein leibhaftiger Don Quixote unter uns wandeln könnte? Und doch ist dem so. Graf Pückler, der edle Hidalgo von Klein-Tschirne, ist, wie sein Ahnherr von der Mancha durch die Lektüre unsinniger Ritterromane,

durch den Anblick krummer Judennasen sanft übergeschnappt und unternimmt, unbekümmert um all die entsetzlich nüchternen modernen Einrichtungen, Polizeileutnants, Staatsanwälte usw., im rasselnden Waffenschmuck seiner Urväter einen abenteuerlichen Ritt nach dem andern wider den bösen Erbfeind. Ist er nicht einfach köstlich, dieser liebe Graf, der seine Knechte auf die Ackergäule setzt und wider die markierte Judenschaft Attacke reiten läßt, und dann wieder nach der Reichshauptstadt zieht, blind und taub für allen Ulk, der mit ihm getrieben wird, das Volk zu Mord und Totschlag aufreizt und dann vor Gericht mit lächelnder Grandezza zugibt, sich im Interesse seiner heiligen Sache einer populären Phraseologie bedient zu haben?

Die gesamte Christenheit liegt sich seit Jahrhunderten in erbittertem Durcheinander in den Haaren um die große Frage, ob man die Vernunft irgendwie mit der Religion verquicken dürfte. Die Papstkirche sagt „quod non“ und weist stolz auf ihre ungeheuerliche Macht über die Köpfe und Herzen der Gläubigen hin. Die protestantische Pfaffenschaft vergeht vor Neid auf diese Macht und bemüht sich, den Offenbarungsglauben durch Oberkonsistorialbeschlüsse zu stützen und der freien Forschung durch Höherhängung des pastoralen Brotkorbs den Spaß zu verderben. Da kommt so ein Erzschelm wie dieser Monsieur Leo Taxil und nagelt die ganze hochwürdige Orthodoxie auf seinen

niedlichen Teufel Bitru fest, um hinterher lachend einzugestehen, daß dieser nunmehr offiziell beglaubigte Teufel von ihm unter dem Beistande eines hysterischen Frauenzimmers fabriziert worden sei. Resultat: ein brausendes Gelächter durch die ganze zivilisierte Welt, über dem die ertappte Klerisei wenigstens für einen Moment den Atem anhält und sogar der offenbarte Teufel in der ersten Verlegenheit den Schwanz einzieht.

Oder aber: die zivilisierten Nationen blecken sich gegenseitig ihre Kanonenschlünde entgegen, um unter dem Schutze der bleichen Furcht ihre Industrieprodukte in auswärtigen Märkten abzusetzen und an ihren Waren- und Effektenbörsen ein unterhaltsam profitables Hasardspiel in flottem Gang zu erhalten. Und weil man schöne Generäle mit Federhüten und hochgewachsene Goldlitzenträger nicht wohl mit „Herr Börsenwächter“ oder „Herr Kaffeesackgardist“ anreden kann, ohne sie in ihrem berechtigten Selbstgefühl zu verletzen, so sagt man für Börse „heimischer Herd“ und statt Kaffeesack „nationale Ehre“ und gibt den frischen jungen liebenswürdigen Idealisten, die sich der militärischen Laufbahn widmen, als Entschädigung für die schwere Geduldprobe bei kargem Einkommen und geringen Chancen ein schönes Gewand und eine angenehme soziale Stellung. Die Bereitschaft, jederzeit sein Leben zu lassen für Dinge, die einen persönlich gar nichts angehen,

verdient allerdings eine glänzende Entschädigung, und darum sollte jeder billig Denkende der Soldateska die Ehrenbezeigungen des Zivils vor dem Rocke des Königs und die Vorliebe begüterter Mädchenherzen für diesen Rock willig gönnen. Da kommt ein krummer Schuster daher, steckt sich in diesen königlichen Rock, den er beim Trödler erstanden, und erhält in dieser Erscheinungsform anstandslos die Kasse von Köpenick ausgeliefert. Die vaterlandslosen Sozis brüllen vor Schadenfreude. Der dickbäuchige Spießer, dem bei den Weibern kein Glück blüht, weil ihm Eleganz und Schneidigkeit gänzlich abgehen, feiert den krummen Schuster als Rächer seiner Ehre, und die deutsche Sentimentalität himmelt den alten Gauner als unschuldiges Opfer schmachvoller Verhältnisse an. — Auch das Gelächter über Köpenick war gut, obwohl der blasse Neid einen so starken Anteil daran hatte. Geßlers Hut auf der Stange kränkte die freien Schweizer mehr als alle noch so fühlbaren Bedrückungen des Fronvogtes. Es gibt Hauptleute, die nach Wesen und Talenten rechte Schuster sind, und es gibt anderseits Schuster, die wahre Hauptkerle sind — diese simple Erkenntnis wieder einmal im besten Sinne populär gemacht zu haben, ist das Verdienst Wilhelm Voigts. Deshalb wird aber doch kein Vernünftiger der Jungfer Köchin oder den Kommerzienrats-Töchterlein grollen, wenn sie trotz Köpenick unentwegt dabei bleiben, für

ihre Herzensbedürfnisse den Uniformierten den Vorzug zu geben. Schließlich haben sie auch recht, denn für die Mädels ist von Gottes Gnaden immer der Mann der beste gewesen, der mit derselben siegesgewissen Schneidigkeit heute in den Tanzsaal und morgen aufs Schlachtfeld spazierte.

Und endlich ist da die Rassenfrage. Nächst der Religion hat kein Prinzip so viel Haß in die Welt gesät, so viel Hirnschmalz gekostet und so viel Blut fließen lassen als die Rassenfrage. Den einen ist sie eine Torheit, den andern das letzte Agens aller Menschlichkeiten. In der Neuen Welt liegen sich Weiß, Schwarz und Gelb in den Haaren und machen das Geschrei von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zur lächerlichen Farce, während in der Alten Welt Sem, Ham und Japhet ihre Nachkommenschaften aufeinanderhetzen. Es ist ein Krieg, der nimmer enden kann, ehe nicht alles Blut der Menschheit in einen großen Bottich gegossen worden ist und die glorreiche Homunkelfabrik der Zukunft ihrem Universalprodukt dadurch den endgültigen Frieden garantiert, daß sie in jede ihrer fertig vorgearbeiteten Normalpellen eine Kuchenspritze voll Blut aus jenem Bottich gibt.

Bis zur Erfüllung dieses schönen Traumes ist aber noch ein weiter Weg, und der Rassenhaß wird jahraus jahrein weiter säen und ernten dürfen. Inzwischen wollen wir den sinnreichen Junker von Klein-Tschirne herzlich willkommen heißen, der

mit seiner volkstümlichen Beredsamkeit eine so ergötzliche Zwischenaktmusik ausführt und das moderne Vorurteil gegen den frisch-fröhlichen Totschlag mit munterem Schneid bekämpft. Selbst die Inhaber höchst mißliebiger Nasen sollten sich ihm zu Dank verpflichtet fühlen, weil er das schwierige Kunststück ausgeführt hat, selbst diese dunkelste moderne Kulturfrage durch ein wenig grotesken Humor aufzuhellen.

Unsere Vernunft ächzt über die zahllosen Unstimmigkeiten des modernen Lebens — und doch: wäre ein absolut vernünftiges Dasein voller Logik und Gerechtigkeit auf die Dauer erträglich? Ich glaube nicht. Ich glaube, es ist besser so, wie es ist und der Menschheit zuträglicher, wenn sie Gelegenheit findet, sich abwechselnd krank zu giften und gesund zu lachen. Diejenigen aber, die ihr zum heilsamen Lachen verhelfen, sollte sie als ihre größten Wohltäter in Ehren halten.



Das ungereimte Jahrhundert.

(1899)

Wir stehen vor Toresschluß. Dreihundertundfünfundsechzig Tage noch, dann fällt hinter uns der Deckel krachend zu — das stolze Jahrhundert der großen Erfindungen ist in der Versenkung verschwunden, und wir öffnen die Augen weit und schauen zaghaft um uns, in der Erwartung, daß der neue Aufzug der großen Menschheitskomödie auch in einer ganz neuen Szenerie spielen müsse. Die 99 in der Jahreszahl weckt schon ganz sonderbare Empfindungen, und es mag sich wohl auch der vernünftigste, ausgereifteste Mensch in diesem letzten Jahre jener nervösen Spannung nicht entziehen können, welche von der 19 vor den beiden Nullen eine überraschende Bescherung erwartet. „A jeder Mensch hat halt a Sehnsucht!“, sagt das arme Jüdchen in den Webern, und diese Sehnsucht läßt ihn den Lebkuchenduft durch die Türritzen riechen und wohl gar durchs Schlüsselloch den festlichen Kerzenglanz erfüllter Ideale heimlich schauen. Warum sollten wir uns schämen, um solche großen Zeitwenden herum ein wenig

weihnachtlich kindisch zu sein? Natürlich wissen wir ganz gut, daß die Weltgeschichte keineswegs mit vernehmbarem Klirren ein ganz neues Bild in ihr Skioptikon schieben, sondern daß die Geschichte mit rechten Dingen und auch im tempo giusto gerade wie bisher weitergehen wird.

Für mich sind dieser Silvesternacht viel schlaflose, nachdenksame Nächte vorausgegangen, lange Stunden grauen Elends in aller Nüchternheit, und da haben mich die Flügel meiner Sehnsucht weit emporgetragen über die Wirklichkeit. Ich war weit im neuen Jahrhundert drin, aber ich kann es doch nicht recht beschreiben, was ich davon gesehen habe, denn für die neuen Dinge, die ich sah, weiß ich ja die neuen Namen nicht, und die bekannteren waren eben nicht sonderlich verändert. Ich habe aber auch nicht viel Neues sehen können, denn der Rückblick auf das Alte war mir gar so viel interessanter. Ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß mir das verflossene Jahrhundert aus meiner Vogel-Sehnsuchtsperspektive ungemein komisch erschien, so komisch, daß der lebhafte Wunsch in mir erwachte, recht tief im zwanzigsten Säkulum drin noch einmal wiedergeboren zu werden, und zwar als historischer Lustspieldichter. Ich bin nämlich der festen Zuversicht, daß man einst herzlich über uns arme verschrobene Teufel lachen wird. Unser Jahrhundert aber wird das ungereimte, oder das ungeleimte oder so ähnlich heißen. Nie-

mals sind bisher, meines Bedünkens, in der Geschichte die großen Gegensätze des Erhabenen und Lächerlichen, des Weltweiten und jämmerlich Engen, der kühnen Rücksichtslosigkeit und erbärmlichen Feigheit so grotesk komisch in die Erscheinung getreten, als gerade in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, seit auf einmal das beängstigende Eilmarschtempo angeschlagen wurde.

Man nennt unser Zeitalter das der Naturwissenschaft. Ungeheuer sind die Fortschritte, welche die Wissenschaft in der Erkenntnis der Naturkräfte gemacht hat, ungeheuer der Nutzen, den Handel und Industrie daraus gezogen haben, wunderbar erweiternd und bereichernd ist die naturwissenschaftliche Erkenntnis auch in der Betrachtungsweise sozialer, ethischer und künstlerischer Fragen zur Anwendung gekommen — und gleichzeitig gelangt der Klerikalismus zu größerer Machtfülle, als er sie seit den Zeiten der Reformation je gehabt hat! Während Röntgen mit seinen X-Strahlen den verborgenen Kern der Dinge durch die dichteste Hülle hindurch sichtbar macht, debattiert ein Konsilium von Bischöfen über die Echtheit der Unterschrift des Teufels auf den blödsinnigen Dokumenten des genialen Spaßvogels Leo Taxil! Und die Lächerlichkeit ist nicht imstande, diese Herren oder vielmehr ihr System zu töten! Unsere europäischen Staaten werden fast alle im Namen des Christentums regiert, aber die weitaus meisten

Regierungshandlungen bezwecken das Gegenteil dessen, was Christi Lehre vorschreibt. Frankreichs Regierung allein von den großen Staaten läßt die christliche Phrase aus dem Spiele, aber dafür hat sich dort der Jesuitismus des Generalstabs bemächtigt! Anderswo suchen die frommen Väter ihre Macht dadurch zu stärken, daß sie sich in großkapitalistische Unternehmungen stürzen, die bisher als jüdisches Privileg galten — gleichzeitig schüren sie aber den Judenhaß! Es gibt heute überhaupt nur noch einen Propheten des Christentums, der dessen Wesen rein und klar erfaßt hat und ehrlich die Folgerungen daraus zieht: das ist Graf Leo Tolstoi — und der gelangt zur Verdammung unserer ganzen Kultur, verachtet Kunst und Wissenschaft und will uns zu einer dreckigen Bedürfnislosigkeit zurückführen! Aber die Zeit will nichts lernen von diesem großen Logiker. — Ein anderes Bild: die Schule und die Presse verbreiten in den unteren Volksschichten Aufklärung, Bildungshunger, führen der angeborenen Sehnsucht neue Ideale zu; der Boden ist vorbereitet, er ist aufnahmsfähig, wie eben jungfräulicher Boden ist — natürlich haben da die sozialistischen Agitatoren leichtes Spiel. Diese Leute werden furchtbar durch das Gewicht ihrer Masse und durch die Kraft ihres neuen Glaubens, während die Herrschenden von heute den alten Glauben nur erheucheln! Und diese herrschenden Klassen folgen dem Beispiel ihrer

höchsten Spitzen und sondern sich vornehm ab von den Vertretern des modernen Intellekts, als den gefährlichen Feinden des zu Unrecht noch Bestehenden in Glauben, Recht und Sitte. Dadurch zwingen sie die „Intellektuellen“ sich mit der sozialistischen Herde zu verbrüdern — trotzdem jeder wirklich modern denkende Mensch den Unsinn der sozialistischen Ideale und die Kulturfeindlichkeit ihrer praktischen Folgen einsehen muß. Die Intellektuellen sind, als solche, Aristokraten und die natürlichen Verbündeten aller wahren Förderer der höheren Kultur, seien sie nun Schaffende oder nur verständnisvoll Genießende. Aber für diese nützlichen Leute hat man bei uns den groben Unfug und die Majestätsbeleidigung erfunden, und in der freien Republik Frankreich treibt man sie gar zur Konventikelbildung, wobei sie sich die brüderliche Zuneigung des bedenklichsten Gesindels gefallen lassen müssen! — Ein ander Bild: Wir stehen im Zeichen des Verkehrs, Dampf und Elektrizität haben Raum und Zeit überwunden, die Grenzpfähle zwischen den Staaten, Völkern und Rassen existieren kaum noch für den Handel durch etliche antiquierte Zollplackereien — für den geistigen Verkehr gar nicht mehr; und doch sind die Sprachen-, Völker- und Rassestreitigkeiten heute allerorten im Schwange und werden mit verwunderlicher Heftigkeit geführt. Sie haben einen recht begreiflichen Grund: den Ärger darüber, daß der

Landes-, der Sprach- und Rassenfremde auf Kosten des angestammten Volkes zu Reichtum und Macht gelangt. Das ist auch der Kern des Antisemitismus. Aber ebenso natürlich ist es, daß der Slawe und der Magyar den Deutschen, der Amerikaner den Chinesen, der Neger den Weißen und die ganze Welt den Engländer gern umbringen möchte! Man kann also logischerweise nicht Alldeutscher und Antisemit zugleich sein; denn wo der Deutsche in der Minderheit ist, da schlägt er sich — ebenso wie der Jude, sobald er zu Besitz gelangt ist — zu den Intellektuellen und wird als solcher wieder bekämpft von den Herrschenden, die das Heil in der bedürfnislosen Dummheit der Masse erblicken und darum mit den Mächten der Finsternis paktieren. Ist das nicht ein ebenso reizendes als — heilloses Durcheinander? Und da mengt sich noch die liebe Kunst hinein und schwingt große Phrasen und gigerlt sich von Mode zu Mode so durch, statt froh zu sein, daß auch sie durch die naturwissenschaftliche Erkenntnis eine feste Grundlage erhalten hat, auf der sichs prächtig weiter bauen ließe! Und die lieben Weiblein kommen und mischen sich in alles ein und wollen endlich gewürdigt sein in ihrer unendlichen Differenziertheit — von diesen Männern, die ja bekanntlich nichts besseres zu tun haben, als über die Liebe nachzudenken! Es ist zu nett!

Und woher all diese Ungereimtheit und Un-

geleimtheit? Weil wir nicht gewagt haben, aus dem wahren, großen Fortschritt des Jahrhunderts, aus dem Entwicklungsgesetz, die selbstverständlichen Folgerungen zu ziehen. Wir mußten darauf einen neuen Glauben gründen, in dem alle möglichen Entdeckungen der Wissenschaft Platz haben, und wir mußten in Politik, Ethik, Kunst die Wege gehen, die dieser neue Glaube uns wies — oder aber, wir mußten sagen: es kann keinen neuen Glauben über das Christentum hinaus geben, und dann mußten wir Buchdruckereien und Papiermühlen vernichten, die Schulen aufheben und alle Wissenden und Schreibenden und Lehrenden ersäufen und erhängen. Vielleicht entschließt man sich maßgebenden Ortes vor Schluß des Jahrhunderts noch zu letzterem. Es wäre jedenfalls ein effektvoller Abschluß und würde wenigstens den bösen Spöttern, die einst sich über die Komik unseres ungereimten und ungeleimten Zeitalters gar so ungeniert lustig machen möchten, einigermaßen den Spaß verderben.



Fromme Kurpfuscher.

(1906)



Mit seinem feinen, klugen, menschlichen Jesusbilde hat Gustav Frenssen seinen jungen evangelischen Amtsbrüdern, die zwischen Dogma und wissenschaftlicher Erkenntnis wie zwischen fensterlosen Mauern eingeklemmt waren und nicht wußten, wie sie ihr ehrliches pastorales Bestreben betätigen und doch dabei anständige Menschen bleiben sollten, eine Tür geöffnet, durch die sie wieder erhobenen Hauptes ins Freie treten können. Vorausgesetzt, daß das Kultusministerium und die hohen Konsistorien Vernunft annehmen und Frenssens Jesus den Passierschein nicht verweigern, wird es einer großen Schar von ehrlichen und talentvollen jungen Geistlichen der evangelischen Kirche nun wieder möglich sein, voll edlen Schwunges und schöner Begeisterung das Evangelium des Menschensohnes zu predigen. Sie werden alle Ursache haben, dem Holsteiner Poeten für die Befreiung aus schwerer Gewissensnot dankbar zu sein. Sie werden eine neue Art freundlicher Begeisterung finden, die vielleicht auch ein neues Publikum in die Kirche zu

locken vermag, nämlich den großen geistigen Mittelstand, der zwar zu selbständigem Denken nicht befähigt, aber doch durch seine moderne Bildung bereits in die Opposition gegen ein starres Kirchentum getrieben worden ist und seine Gemütsbedürfnisse durch den Katechismus nicht mehr befriedigen kann. Das ist immerhin etwas. Das ist sogar recht viel: denn es bedeutet die Überwindung des Luthertumes. Die selbständigen Geister freilich, die durch die Schule der modernen Wissenschaft gegangen sind, werden überlegen lächeln und sagen dürfen: Der liebenswürdige Poet hat eitel Selbstverständlichkeiten auf den Markt gebracht. Er hat seinen Binsenwahrheiten in reichlich manieriertem Stil eine Aufmachung zuteil werden lassen, die sie dem Geschmack des modernen Bildungssnobs angenehm macht; er hat Jesus von Nazareth salonfähig gemacht, — so lange, bis der Heiland von einer anderen „Aktualität" abgelöst wird.

Das ist auch richtig. Daß die Menschheit sich nicht für ewige Zeiten ihre Stellung zur christlichen Heilslehre von einem emanzipierten Mönch des sechzehnten Jahrhunderts diktieren lassen kann, und sei dieser Mönch auch der erfreulichste Draufgänger seiner Zeit gewesen: das bedarf wohl keines besonderen Beweises. Und daß auch ohne Frenssen sich schon viele ehrliche Freunde des Christentumes für ihren Privatgebrauch einen rein menschlichen Jesus zurechtgemacht haben, wird niemand be-

zweifeln. Auch David Friedrich Strauß und Ernest Renan und viele andere haben vor Frenssen suchende Seelen dem Menschensohne zugeführt.

So müssen wir denn sagen: Frenssens Verdienst besteht darin, durch das Ansehen seiner Persönlichkeit, durch seine wissenschaftliche und dichterische Berufenheit die Frage nach der Bedeutung der Jesuslehre für die Gegenwart wieder einmal und in einer Weise zur Diskussion gestellt zu haben, daß diesmal auch die religiös Indifferenten, die heillos Oberflächlichen daran teilzunehmen gezwungen sind. Ob aber das religiöse Leben oder gar die Kirche der Gegenwart davon einen merklichen Vorteil haben werden, scheint mir recht zweifelhaft. Eins ist sicher: der katholische Klerus hat alle Ursache, dem holsteinischen Poeten Lorbeerkränze zu winden.

Es kann keine Religion für die Gesamtheit eines Volkes geben, denn erleuchtete Geister und verfeinerte Gemüter fordern ganz andere seelische Nahrung als die rein animalisch vegetierende große Menge. Es gibt heutzutage noch, wie in allen Blüteperioden menschlicher Kultur, neben den Intellektuellen eine Überzahl von Wilden. Und für diese Wilden ist die Kirche mit ihrer Priesterschaft da. Niemals haben die Denker und Forscher, die Bildner und verständnisvollen Genießer der Schönheit in Kunst und Kultur sich um Dogma und Kulte gekümmert. Unter den alten Griechen

haben die erleuchtetsten Geister, die Führer des Volkes, des luftigen Göttergesindels, der Eingeweidebeschauer und Orakelschmiede von Herzen gelacht; und mit kynischem Hohn standen die wilden Tatmenschen der Renaissance, ein Papst an der Spitze, vor dem einträglichen Schwindel der Pfaffenschaft. Nie gab es einen großen Geist, der nicht auch ein Freigeist war. Und nie kann es eine Kirche geben, die freie Geister befriedigt. Für die Wilden gibt es aber ebenso nur eine rechte Kirchenreligion; und die ist seit dem grauesten Altertum bis auf die heutige Zeit immer dieselbe gewesen. Einzig die Vorstellungen vom Jenseits waren verschieden, durch das Volkstemperament bedingt. Im übrigen aber verlangt der Wilde aller Zeiten und Zonen nach dem heilenden Medizinmann, der die bösen Teufel austreibt, nach dem Spezialgott für alle vorkommenden Bedürfnisse, nach dem Wundertäter und Zeichendeuter. Moses, Buddha, Kong-Fu-Tse, Jesus von Nazareth und Mohammed waren von demselben reinen Willen beseelt, die Götzen der Wilden zu zerschmettern und die Seelen zur freien Erfüllung der sittlichen Forderungen heranzuziehen; aber die Kirchen, die sich auf ihre Namen gründeten, sind alle nach mehr oder minder langwierigen Kämpfen dahingelangt, die alte, bewährte Ur- und Weltreligion in neuer Verkleidung wieder einzuführen. So haben wir denn heute in der Türkei die heulenden Derwische, im weiten Reiche Buddhas

die feisten Bonzen und Lamas, die sich von der Fratzenverehrung des Pöbels mästen, haben wir in der christlichen Welt, so weit die römische und die griechische Kirche herrscht, den von Wundmalen bedeckten Leichnam als Vogelschreck gegen fleischliche Gelüste an allen Kreuzwegen aufgerichtet, wundertätige Heilige, zahllos wie die Sterne am Himmel, und den Priester, der mit dem Weihwedel um Ostern die Behausungen der Gläubigen besprengt und dafür überall einen guten Tropfen erhält, bis man ihn schwer bezecht auf sein Lager schleppen muß. Die katholische Kirche verdankt ihre auch heute noch ungeheure Macht über die Seelen der gläubigen Wilden keineswegs den verschwindenden Spuren christlicher Lehren, die noch in ihrem Dogma zu finden sind, sondern ausschließlich ihrem resoluten Heidentum. Die Mirakelbilder, die Prozessionen, die unbefleckte Himmelskönigin, das Fegefeuer und die große Auswahl leicht bestechlicher Heiliger als Vermittler irdischer Wünsche vor dem himmlischen Thron: das sind die starken Pfeiler ihrer Macht. Für solche drastischen Gnadenmittel zahlt der biedere Wilde freudig sein gutes Geld. Und das gute Geld baut Kirchen und Klöster ohne Zahl, in denen sorglose Männer und Frauen einzig zum Wohle ihrer Kirche wirken können, indem sie Kapital und Zins für die Tote Hand ungeheuerlich mehren helfen. Die moderne Welt wird aber vom Kapital beherrscht. Also stimmt

die Rechnung dieser klugen Kirche. Sie hat immer nur herrschen wollen: darum hat sie ihr Augenmerk lediglich darauf gerichtet, die Massen sicher in ihre Gewalt zu bringen, die Massen, die durch Furcht vor Strafe und durch Hoffnung auf Belohnung zu jedem Zweck zu verwenden sind. Die Lamas in Tibet haben es ebenso gemacht und sitzen fett und lächelnd auf ungeheuren Goldhaufen.

Zwischen dem Geist der katholischen Kirche oder etwa dem des tibetanischen Buddhismus und der Weltanschauung unserer modernen Materialisten ist also kein wesentlicher Unterschied. Beide haben richtig erkannt, daß die Dummheit der Vielen da ist, um von der Intelligenz der Wenigen ausgebeutet zu werden. Beide sehen als das Ziel ihres irdischen Strebens an, in den Besitz von Machtmitteln zu gelangen, die nicht so leicht ihren Wert verlieren können, wenn plötzlich eine andere Parteirichtung im Staat oder eine andere Weltanschauung unter den Intelligenzen die herrschende wird. Das Kapital aufsaugen und damit den wirtschaftlich Schwachen zur Fron zwingen: das ist bei beiden oberster Grundsatz. Niemals hat sich die katholische Kirche darauf eingelassen, gefährliche Kompromisse mit der Intelligenz oder gar mit der Wissenschaft zu schließen. Die ganze Welt der Ideen hat sie ignoriert und in den Zeiten, wo die Mächtigen der Erde frivole Freigeister waren, hat sie ihre fähigsten Diener in die Schule galanter

Frauen geschickt, um bei ihnen alle Künste geistreich eleganter Frivolität zu lernen.

Die protestantische Kirche hat aber im Grunde nur Dummheiten gemacht. Die Teufel hat sie ausgetrieben, aber den Teufel behalten! Ketzer und Hexen hat sie mitverbrannt, aber hartnäckigen Wilden, die vor der Aussicht auf ein paar Jahre Fegefeuer vielleicht doch zu Kreuze gekrochen wären, die Rechtfertigung durch den Glauben verordnet! Ihre Gnadenmittel nimmt sie nicht bezahlt, aber in die Hände des Staates hat sie sich gegeben und läßt sich von ihm ernähren, wofür sie als Gegenleistung die Gewissenspolizei zu versehen und die Throne zu stützen hat! Der köstliche Luther hatte noch viel echt volkstümlicher Wildheit an sich. Er konnte noch das höllische Donnerblech schwingen und armen Seelen bang machen. Und nun wird der von dem feinsinnigen Poeten in Husum auch abgetan! Wovor soll der Papst in Rom nun noch zittern?

Frenssen sagt: „Er (Jesus) hat eine einfache, einzige Wahrheit: Gib dem Vater im Himmel und deinen Mitmenschen deine Seele! Du sollst sehen: Selig bist du.“ Wie sieht dieser Vater im Himmel aus! Frenssen nimmt seinen Gott als etwas Gegebenes an und definiert ihn nicht weiter. Jeder selbständig denkende Mensch hat aber doch seinen eigenen Gottesbegriff. Wenn Frenssens Jesus, wie er sich schmeichelt, modern denkenden Menschen

dazu verhelfen soll, daß sie sich wieder mit Freudigkeit Christen nennen können, so müßte es zunächst einmal möglich sein, die unzähligen Nuancen des Gottesbegriffes auf eine Norm zu bringen. Kann Frenssens Jesus zu dem monistischen Gott Vater sagen? Oder hat der Monist darum nicht die Möglichkeit, selig zu werden, weil er sich vielleicht selbst in Frenssens Sinne nicht mehr Christ nennen kann? Muß denn überhaupt ein Mensch, dessen ringende Seele Erlösung sucht, sich Christ nennen?

Die große Masse der „Gebildeten“ besteht doch heutzutage aus religiös indifferenten Menschen. Da sind die groben Materialisten, die nur Machtmittel häufen und Genuß suchen wollen. Da sind die Profitjäger mit feisten Wänsten, die ihre Freßsünden auf den Nachtstühlen von Karlsbad und Marienbad abbüßen und ihre Seligkeit in den Amorsälen beim Pommery suchen. Für die ist jede Religion zu schade. Die anderen aber, die Auserwählten, die wirklich ein Seelenleben haben und es mit verfeinerten Sinnen zu beobachten wissen: von ihnen macht jeder sich doch seinen eigenen Glauben zurecht. Für den höchsten Idealismus hat Nietzsche die Gewißheit des Übermenschen als stolzestes Ziel hingestellt; für die anderen ist der Übermensch ein Gespött und die Herrenmoral ein Zeichen sittlicher Verrohung. Sie hoffen, unter dem Zeichen des Mitleids zu siegen, und halten sich an Schopenhauer und Buddha; auf der einen Seite

stehen Naturalisten, die aus ihrer Naturerkenntnis ihr Sittengesetz ableiten wollen; auf der anderen suchen die Ästheten die Menschheit durch höchstes Raffinement der Sinne und der Geisteskultur, durch die Erziehung zur Schönheit glücklich zu machen; bei grüblerisch veranlagten Völkern, welche die geographischen Lebensbedingungen zur Einsamkeit verurteilt haben, wie bei vielen norwegischen und russischen Stämmen, blüht ein eigensinnig verbohrtes, aber sittlich recht fruchtbares Sektenwesen, das dem Christentum gar absonderliche Formen verleiht; uralte Verirrungen des Menschengeistes werden von abstrusen Köpfen hervorgesucht, bei den fremdesten Kulturen werden Anleihen gemacht, pseudowissenschaftliche Spielereien mit hieratischem Pomp zur Philosophie gestempelt, — alles, um der zerquälten Seele der modernen Wahrheitssucher neue Beruhigungsmittel zuzuführen. Mystizismus, Theosophie und Spiritismus finden in dieser nüchternen, aufgeklärten Zeit zahlreiche Anhänger und keineswegs unter dem schlechtesten Menschenmaterial. Im äußersten Osten erringt ein uraltes Kulturvolk, das sich im Handumdrehen die abendländische Wissenschaft und Technik aneignete, unerhörte militärische Erfolge und verblüfft die Welt durch Beweise einer strengen Selbstzucht, die auch überwältigende moralische Erfolge hervorbringt. Es ist ein Volk von atheistischen Vernunftmenschen, das allerdings von Staates wegen einen verbonzten

Götzendienst für den Pöbel beibehält. Und man erfährt, daß die Gebildeten dieses Volkes ihre sittliche Kraft aus einer „Bushido" genannten Geheimlehre schöpfen, die auf eine Reinzüchtung von praktischen Egoisten durch eine strenge Willensgymnastik hinauslaufe. Und alsbald stehen in dem Japan geistig so verwandten Nordamerika viele Propheten dieser modernsten Heilslehre auf und überschwemmen die Welt mit Broschüren, die die verlockendsten Titel führen: „Wie werde ich energisch?" „Macht der Hypnose". „Der persönliche Magnetismus" und so weiter. Alle diese Verkünder der modernsten Heilslehre lassen jede Spekulation über die letzten Dinge fallen und suchen nur die Frage zu beantworten: Wie erhalte ich meine physische und geistige Kraft, wie dränge ich fremden Einfluß zurück, und wie mache ich meinen Willen geltend? Nicht den Frieden der Seele in einer Beruhigung der Zweifel an der Vernunft und Gerechtigkeit der Weltordnung, nicht eine Entschädigung für irdische Leiden durch jenseitige Freuden, sondern einzig und allein den sofortigen Erfolg angestrengter Arbeit und möglichst lange Erhaltung der Arbeits- und Genußfähigkeit in diesem Leben suchen diese modernsten Heilsverkünder. Sie stellen wohl auch sittliche Forderungen auf, aber nur, weil die Sittlichkeit der geistigen und körperlichen Gesundheit zuträglich ist, die allein zum Erfolg führt. Und der Erfolg ist in der

großen Weltgemeinde der nüchternen Arbeiter der einzige Gegenstand göttlicher Verehrung.

Schon diese flüchtige Betrachtung zeigt uns, daß es für die Menschen, sobald sie sich aus dem Zustande der Wildheit zu einem einigermaßen selbständigen Geistesleben emporgerungen haben, eine allgemein gültige Form der Religion nicht mehr geben kann. Der denkende Mensch kann sein religiöses Bedürfnis nicht durch andere befriedigen lassen, weil eben jedes bewußte Ich ein individuelles Leben führt. So wird es also wohl für alle Zeiten dabei bleiben, daß die offiziellen Staatsreligionen nur für die vegetierenden Wilden da sind, um deren gemeingefährliche Instinkte im Zügel zu halten, während das Bestreben aller spekulativen Denker, aller theologischen Wissenschaft, aller Ethiker und Moralisten nur danach trachten kann, den ringenden Geistern und suchenden Seelen neue Nahrungs- und Beschäftigungsmittel zuzubereiten. Es hat gar keinen Zweck, etwa das Christentum oder irgendeine andere von einer Volkskirche gestützte Religion durch die Wissenschaft retten oder durch geschickte Kompromisse für die Bedürfnisse der Intellektuellen modernisieren zu wollen. Es gibt nur einen praktischen Weg, um über das Gaukelspiel der Kirchen hinaus und zu einer allgemeinen Vertiefung der Sittlichkeit zu gelangen: und der besteht darin, daß man in geduldiger Arbeit von unten her die Wildheit bekämpft. Was den ge-

bildeten modernen Großstädtern von den Kanzeln und Kathedern gepredigt wird, ist ziemlich gleichgültig; aber was der Volksschullehrer den Kindern der dumpf in den Tag hineinlebenden Massen beibringt, das ist von entscheidender Wichtigkeit. Die meisten Staaten der Alten Welt glauben immer noch, daß es leichter sei, Wilde zu beherrschen als denkende Menschen, und darum nehmen sie selbst die schlechteste Kirche noch gegen den besten Volksschullehrer in Schutz. Und doch müßte der Eifer, den die gesamte Pfaffenschaft von jeher beim Kampf um die Volksschule entwickelt hat, jedem die Augen öffnen, der überhaupt sehen will. Die Pfaffenschaft fürchtet weniger, daß die weltliche Schule unkirchliche, also in ihrem Sinne irreligiöse Menschen erziehen, als daß die mit ehrlichem Wissen und humanen Idealen genährte Jugend im reifen Alter das Joch der Pfaffenherrschaft lachend abzuschütteln fähig werden könnte.

Frankreich hat sich jüngst wieder durch die energisch durchgeführte Trennung von Kirche und Staat an die Spitze der Zivilisation gestellt und gibt damit der Welt die willkommene Gelegenheit, eine Probe auf das Exempel zu machen. Führt die Entkirchlichung der Volksschule wirklich nur dazu, die Menschheit noch mehr zu amerikanisieren, zu einer Herde nüchterner Arbeitstiere zu erniedrigen, deren einzige Ideale Erfolg und Genuß sind, dann hat der liberale Gedanke das Spiel ver-

loren, und die Sozialdemokratie kann ihr großes Erntefest feiern; gehen aber aus der freien Schule freie Menschen voll neuen, freudigen Selbstbewußtseins hervor, die nicht jeder Massensuggestion hilflos unterliegen, sondern ihren Stolz darein setzen, auch sittlich auf eigenen Füßen zu stehen, dann hat die Volkskirche ihren Beruf erfüllt und der Staat kann sie getrost ihrem Schicksal überlassen. Die nächste Generation schon wird aus dem Vergleich der sittlichen Befähigung deutscher und französischer Jugend der untersten Klassen wichtige Belehrung schöpfen. Daß uns im Warten die Weile lang wird, brauchen wir nicht zu besorgen: wir haben ja in unseren Parlamenten die klugen Männer mit ihren lichtvollen Reden, wir haben Professoren und Poeten, Kleriker und Laien in Hülle und Fülle, die sich mit Eifer bemühen, unsere Gewissen zu wecken, an unserem Glauben herumzudoktern und unsere armen Seelen selig zu machen.



Sexueller Idealismus.

(1907)

Ich habe mir jüngst einmal die Frage gestellt, wo die Abnehmer herkommen mögen für die zahllosen illustrierten Postkarten, welche namenlose Schönheiten und unkünstlerische Nuditäten darstellen. Man sieht in jedem in Frage kommenden Geschäft bis hinab zur Dorfkrämerei eine große Auswahl solcher dumm oder frech dreinschauenden Weiberköpfe mit reichlicher Zugabe von Schultern, Armen und Büsten vom Typus der Chormädchen in den Ausstattungstheatern der Weltstädte, als welche die Amerikaner so treffend *show-girls* benennen. Und man erlebt es doch wohl selten oder nie in einem Laden, daß ein reputierlich aussehender Mensch von dieser Ware etwas kaufte. Wo kommt sie also hin? Es muß doch eine ausnehmend starke Nachfrage vorhanden sein, sonst würde der Artikel nicht in solchen Massen auf den Markt geworfen werden. Die Frage hat sich mir leicht und einfach gelöst, seit ich auf der Straße meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet habe, was für eine Art Leute vor den Auslagen mit solchen Postkarten vornehm-

lich stehen bleibt. Es sind schüchterne junge und ältere, melancholisch dreinschauende Männer; vornehmlich aber garstige Mannsbilder auf allen Entwicklungsstufen, vom frisch konfirmierten Jüngling bis zum blöden Greis. Und da haben wir des Rätsels Lösung: diese Postkarten erfüllen die hohe Mission, den Schönheitsdurst der geistig und körperlich minderbemittelten Männerwelt zu befriedigen. Der heimatslose Schlafbursche hat sicher in seinem Handköfferchen einen heimlichen Schatz an solchen Schönheiten versteckt, und der junge Kaufmannslehrling, der arme Schreiber, der Handwerksgeselle wird, sobald er über ein eigenes Kämmerchen verfügt, selten verfehlen, sich solche Postkarten an die Wand zu nageln und wird vor seinem so geschmückten Hausaltar mit derselben Andacht beten wie das junge Mädchen aus besseren Kreisen, welches Ballerinnerungen, Postkartengrüße seiner Freunde und sonstigen harmlosen Kleinkram über seinem Bett an die Wand genagelt hat. Der forsche Soldat, der sich das Herz eines hübschen Dienstmädchens erobert, der derb-frische Bauernbursch, der da weiß, wo er den Überschuß seiner jungen Kraft lassen soll, haben solchen heimlichen Bilderkult nicht nötig; aber die Tausende und Abertausende von armen Teufeln, denen ein widriges Geschick ein frisches Gesicht, gerade Gliedmaßen und den nötigen Wagemut versagt hat, die da ganz genau wissen, daß für sie nur der abscheulichste Abhub käuf-

licher Liebe, oder, falls sie es zu einer leidlich einträglichen Stellung bringen, die peinliche Auswahl unter den reizlosesten Restbeständen des Heiratsmarktes blühe, sie alle statten die Hauskapelle ihrer Sehnsucht mit solchen Heiligenbildern für fünf oder zehn Pfennige aus. Der Sittlichkeitsfanatiker mag sich darüber entrüsten, daß durch den Handel mit solchen Pöbelschönheiten der Sinnlichkeit Vorschub geleistet werde, der Ästhetiker mag die Hände ringen über die Orgien des Ungeschmacks, die durch solchen schwunghaften Handel offenbart werden; aber der gerecht denkende Volksfreund und Erzieher wird sich wohl hüten, ein vorschnell hartes Urteil über die rohen Instinkte der ungebildeten Massen zu fällen. Es ist der Idealismus der geistig Minderbemittelten, die Sehnsucht der körperlich Enterbten, die in solchem Kultus vulgärer Schönheit ihren Ausdruck findet. Die Geistverlassenheit der glatten Puppenköpfe, ja selbst die lasterhafte Gemeinheit solcher geschminkten Larven kommt jenen Armen nicht zum Bewußtsein. Sie sehen nur die schwellenden Formen, die zarte weiße Haut, Spitzen, feine Wäsche und kostbare Gewänder, also lauter Dinge, die in der Wirklichkeit für ihre Sehnsucht unerreichbar sind, während die Weiblichkeit, die sie im Bereiche ihrer lebendigen Sinne antreffen, ihre groben oder schlaffen Formen unter reizlosen Gewändern, wenn nicht gar unter übelduftenden

Lumpen verbirgt. Und doch träumen selbst die unglücklichsten Krüppel, die von Krankheit, Entbehrung und härtester Arbeit Gezeichneten den Traum von weicher, warmer, strahlender Weiblichkeit. Und das einzige, was sie je in ihrem Leben davon in Händen halten dürfen, ist eben so ein Stückchen Karton für etliche Pfennige.

Es ist merkwürdig, wie selbst in unserer Zeit, in der die Wissenschaft sich doch um alles, was zwischen Himmel und Erde an konkreten und abstrakten Dingen herumwimmelt, so lebhaft bekümmert, wo die Statistik eine wahre Manie geworden ist, und die Dichter und Denker mit dem Eifer der Käfersammler jeden toten Stein am Wege umdrehen, um ein, wenn auch noch so winziges, lebendes Motivchen darunter sich regen zu sehen, es ist merkwürdig, sage ich, daß in solcher Zeit von der zweitwichtigsten Frage des menschlichen Daseins gar so wenig die Rede ist. Wenn wir die Stillung des Hungers als erste Lebensfrage gelten lassen, so ist die zweite die Befriedigung der Liebessehnsucht. Hunger und Liebe regieren die Welt, das gibt man allgemein zu; aber über den Begriff der Liebe im Sinne einer sozialen Frage herrscht noch eine wunderliche Unklarheit. Das Recht auf Liebe ist nämlich mit der Möglichkeit, zur Ehe zu gelangen, keineswegs erfüllt; und die nüchternen Statistiker, die sich mit dieser Frage befassen, machen sich durchweg

einer totalen Unkenntnis oder wenigstens Unterschätzung des menschlichen Idealismus schuldig, wenn sie meinen, daß durch die Begründung eines eigenen Hausstandes der Wille der Natur erfüllt wäre. Auf dem Grenzgebiete des Trieblebens spielt die Sehnsucht nach Schönheit eine wichtige Rolle bei der Unterscheidung von tierischem und menschlichem Intellekt. Schon bei den höher organisierten Tieren können wir in den Liebeskämpfen eine Bevorzugung der Schönheit, die mit Kraft und Gesundheit meistens identisch ist, um so deutlicher beobachten, je stärker sich individuelle Verschiedenheiten in der betreffenden Gattung ausprägen; bei der Menschheit tritt dieses Bestreben schon auf der untersten Entwicklungsstufe klar zutage und kann uns geradezu zum Maßstabe geistiger Kultur dienen. Wenn es uns gelingt, ohne jeden vorgefaßten Begriff eines bestimmten Schönheitsideals ans Werk zu gehen, so werden alle anthropologischen und ethnographischen Forschungen die Behauptung bestätigen müssen, daß auch schon bei den rohesten Wilden dieses Stück Idealismus, nämlich die Sehnsucht nach der Schönheit, vorhanden sei. Die ungeheure Verschiedenheit des Geschmacks wirkt da allerdings sinnverwirrend. Die Rasse macht sich vielleicht auf keinem Gebiete so stark bemerkbar wie auf dem des *sexuellen Idealismus*, wie wir es einmal nennen wollen. Und diese geradezu wüste Unterschiedlich-

keit macht es so besonders schwer, auf diesem Gebiete zu klarer Einsicht und zu einem gerechten Urteil zu kommen. Viele orientalische Stämme, zum Beispiel die Juden von Nord-Afrika, erblicken das weibliche Schönheitsideal in der Massenhaftigkeit des Fettansatzes; die Hottentotten in der monströsen Entwicklung des Gesäßes; bei den sehr intelligenten Kaffern stehen die Mädchen am höchsten im Preise, welche die meisten Liebesabenteuer gehabt haben, während es anderseits auch unter den Negern Stämme gibt, welche die Jungfräulichkeit hochschätzen und streng bewachen. Und selbst bei den höchst zivilisierten Völkern Europas und den von ihnen abstammenden Amerikas, bei denen eine gemeinsame Kultur die geistigen Ansprüche einigermaßen auf dasselbe Niveau gebracht hat, begegnen wir noch erheblichen Geschmacksunterschieden auf jenem Gebiete. Das Resultat jedes ernsthaften Studiums und jeder unvoreingenommenen Beurteilung wird kein anderes sein können, als die Anerkennung der Tatsache, daß überall in der Menschheit ein sexueller Idealismus, der sich mit der bloßen Befriedigung des Fortpflanzungstriebes nicht zufrieden gibt, vorhanden sei. Der Stolz des Mannes fordert für sich den Besitz eines schönen Weibes, der Stolz des Weibes den Triumph ihrer Reize über die ihrer Nebenbuhlerin.

Der ideale Zweck der Ehe, ihre sittliche

Mission ist durch Erzielung von Nachkommenschaft noch keineswegs erfüllt, denn das Vorhandensein von Kindern gewährleistet noch nicht jenen häuslichen Frieden, der aus dem beglückenden Gefühl der Zusammengehörigkeit zweier Menschen entspringt. Dieses Glück ist der einflußreichste Erzieher zur Sittlichkeit, und wir können es mit Zufriedenheit, innerer Ruhe identifizieren. (Freilich ist kein Begriff schwerer festzulegen als der des Glücks, und die Gleichung Glück = Zufriedenheit ist unzähligen Einwendungen ausgesetzt — das weiß ich wohl. Anderseits ist aber auf diesem schwierigen Gebiete nicht fortzukommen, ohne daß man vorher die Grundbegriffe, wenn auch ganz im Rohen, festlegt.) Hunger und Liebe sind die großen Ruhestörer. Der Hunger kann den sanftesten Menschen in eine wilde Bestie verwandeln, und auch der gesättigte und gesittete Mensch kann durch den unbefriedigten Geschlechtstrieb zum reißenden Tiere werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Phantasie die stärkste Triebfeder unsres seelischen Organismus ist, die ebenso zu den herrlichsten weltbeglückenden Taten, wie zu grausamen Vernichtungswerken anspornen kann, und daß diese Phantasie in der Sinnlichkeit ihren fruchtbarsten Nährboden findet, so werden wir begreifen, welch außerordentlich wichtige Rolle der sexuelle Idealismus für das menschliche Leben spielt. Wie vom satten Menschen keine Revolution, so

sind von dem geschlechtlich ideal befriedigten Menschen auch keine Untaten der Geschmacklosigkeit, keine Vergewaltigungen des sittlichen Bewußtseins zu befürchten. Zur Erreichung des seelischen Gleichgewichtes, der beglückenden inneren Ruhe trägt die Erfüllung unserer Sehnsucht nach Schönheit wohl sogar mehr bei als Besitz, Macht und Ruhm. Und darum dürfen wir ihr unter den Vermittlern der sittlichen Kultur einen hohen Rang anweisen. Im Grunde bildet ja auch der Schönheitsdurst den wesentlichen Inhalt der Religion, wenn wir den Begriff der Schönheit nicht nur körperlich fassen; denn das praktische Ziel jeder Religion ist die Versöhnung mit den Häßlichkeiten des Lebens, unter denen die Ungerechtigkeit des Schicksals, Bosheit der Menschen und die Unvernunft menschlicher Einrichtungen obenan stehen. Der Mensch, der sein bescheidenes Stückchen Schönheit glücklich erwischt hat, wird viel leichter mit diesen Häßlichkeiten des Daseins fertig werden. Er wird in ihr einen ähnlichen Trost finden, wie ihn die Religionen durch die Ideale des Glaubens zu geben bestrebt sind, ja sogar einen wirksameren Trost als wenigstens jene Religionen, die die Unbill des Diesseits durch Belohnungen im Jenseits ausgleichen wollen; denn für den normalen Menschen werden die Versprechungen jenseitiger Freuden immer die Taube auf dem Dache sein, der gegenüber ihm der Spatz eines diesseitigen Besitzes lieber ist.

Was ich hier gegeben habe, sind ja nur spärliche Andeutungen, aber dem denkenden Leser werden sie genügen, um zu begreifen, eine wie gewaltige Rolle in der sozialen Frage die Befriedigung der Sinnlichkeit spielt. Was bedeutet denn die soziale Frage anders als das Zugeständnis, daß unter den herrschenden Verhältnissen die Mehrzahl der Menschen die Befriedigung ihrer von Natur wegen berechtigten Forderungen nicht gefunden habe! Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Erdoberfläche von wogenden Kornfeldern, üppigen Wiesen, auf denen Viehherden ohne Zahl ihre Weide finden, von Obstgärten, meilenweiten Wäldern, von fischreichen Meeren überdeckt, das Erdinnere von reichen Metallen, Kohlen, Salzen und Naphthalagern durchzogen ist, und dennoch eine große Anzahl von Menschen hungern, dursten und frieren muß oder wenigstens nur mit äußerster Kraftanstrengung einen winzigen Bruchteil von diesen reichen Produkten des mütterlichen Erdbodens erreichen kann. Und ebenso ist es eine schreiende Ungerechtigkeit, daß, trotzdem Menschen in Überfülle vorhanden sind, die durch die modernen Verkehrsmittel so leicht zueinander gelangen können, trotzdem immer wieder neue Generationen zu jugendlicher Kraft und Schönheit heranreifen, doch der weitaus größte Teil der Menschheit nie im Leben dazu gelangt, nach dem Naturgesetze der Zuchtwahl seine eingeborene Sehnsucht zu befriedigen oder auch nur

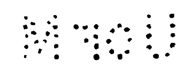
seine Pflicht gegen die Rasse zu erfüllen. Die gerechte Empörung über die Tatsache, daß auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Zivilisation der Geldbeutel auch in den intimsten Herzensangelegenheiten die entscheidende Rolle spielt, trägt vornehmlich dazu bei, der sozialen Frage der Gegenwart ihre aufreizende Bitterkeit zu verleihen. Das Geld prostituiert die Schönheit — diese empörende Tatsache bringt unendliches Leid über die Menschheit. Alles, was von frischer reizvoller Weiblichkeit aus den unteren Schichten des Volkes hervorgeht und von Natur dazu bestimmt wäre, den stärksten und schönsten Männern derselben Schicht durch Befriedigung der idealen Sehnsucht das Glück ins Haus zu bringen, wird durch das Geld in Versuchung geführt, der Prostitution anheimzufallen. Eine Statistik ist darüber wohl schwer aufzunehmen, denn sie müßte die Zahl der hübschen Mädchen in den verschiedenen Bevölkerungsschichten feststellen und dann eruieren, wie viele von diesen ausschließlich mit Männern ihresgleichen im ehelichen oder außerehelichen Liebesverkehr stehen. Aber wir werden doch kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daß der Prozentsatz der Käuflichkeit im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Einkommens stehe. Die obersten Schichten werden freilich von dieser Regel eine Ausnahme machen insofern, als die ganz reichen Mädchen sich ihre Männer kaufen können, und gewisse andere rückständige Gesell-

schaftsschichten ihre Töchter zwar nicht für eine Nacht, aber für die zweifelhafte Dauer eines Ehestandes als Ware ausbieten. Die verrückte Komplikation dieser sozialen Verhältnisse verschuldet es, daß in allen Ständen so gar schwer Jugend zu Jugend, Kraft zu Kraft und Schönheit zu Schönheit gelangen kann. Die freie Wahl hat einzig der große Geldbeutel.

Für den eigentlichen Zweck der Natur, nämlich die Aufrechterhaltung der tüchtigen Rasse und die Verbesserung der Nachkommenschaft durch glückliche Blutmischung, kommt das Moment der Schönheit geradezu jämmerlich wenig in Betracht, weil eben die schönen Weiber fast durchweg eine Ware geworden sind, die außerhalb des legitimen Liebesmarktes vorteilhafter unterzubringen ist. Die armen hübschen Mädchen werden entweder der ganz brutalen Prostitution zugetrieben, oder sie halten sich in freien Berufen, in welchen ihnen das angenehme Äußere besonders zu statten kommt, von der Ehe fern, oder sie werden von gierigen Eltern der natürlichen Liebeswahl entzogen, um für den meistbietenden Bewerber aufbewahrt zu werden, wobei auf dessen Schönheit und Rassenqualität natürlich keine Rücksicht genommen wird. Auf den freien Liebesmarkt, wie er im Sinne der gütigen und vernünftigen Natur gelegen wäre, kommen also schließlich nur die sogenannten leichtfertigen Mädchen, die, ohne sich um die Folgen

Sorge zu machen, der Stimme ihres Herzens und dem Drange ihrer jungen Sinne nachgeben. Sie sind die einzig braven Töchter der Natur, denn sie werden sich nicht aus freien Stücken alte, garstige, kranke, schwache, geistig und körperlich degenerierte Männer aussuchen. Aber die Verrenktheit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Moral zu einer Karikatur der Vernunft erniedrigt hat, bringt es zuwege, daß gerade diese einzigen nicht Prostituierten der schärfsten Verurteilung anheimfallen; und die Scheu vor dieser Verurteilung, welche die Exkommunikation aus der sogenannten anständigen Gesellschaft in sich schließt, bringt es wiederum dahin, daß im allgemeinen nur Mädchen, die so wie so in gesellschaftlicher Beziehung nichts mehr zu verlieren haben, den schönen Leichtsinn aufbringen, der unter unseren gegenwärtigen Kulturverhältnissen dazu gehört, um nach den Grundsätzen einer natürlichen Sittlichkeit zu handeln. Dadurch wird es erklärlich, daß von Gnaden des weiblichen Leichtsinns nur leiblich, nicht aber auch geistig vernünftige Bündnisse geschlossen werden. Und es ist keine Frage, daß geistige Mesallianzen für die Höherentwicklung der Menschheit ein fast noch schlimmeres Hemmnis bilden als körperliche.

So stellt sich denn in unserer herrlichen Zivilisation das Gebiet der sexuellen Zuchtwahl als eine ganz heillose Wirrnis dar, durch die kaum mehr



mit dem blanken Messer rücksichtsloser Kritik eine Passage zu erzwingen ist. Höchstens in einigen abgelegenen Alpentälern oder sonstigen unzugänglichen Inselgebieten haben besonders gesunde Volksstämme bis auf den heutigen Tag dem vereinigten Ansturm pfäffischen Eifers und gesellschaftlichen Vorurteils Trotz zu bieten und sich ihr Naturrecht kräftig zu bewahren vermocht. Wo die Bauernburschen fensterln gehen, um den Besitz der Schönsten kämpfen wie die Hirsche und nicht daran denken zu heiraten, bevor die Erwählte ihnen nicht ein authentisches Kind geschenkt hat, da allein kann man noch das Vorhandensein naturgemäßer Sittlichkeit behaupten, zumal wenn, wie es in den meisten jener Gegenden der Fall ist, der junge Mann, der ein Mädchen, mit dem er ein Kind gehabt hat, sitzen läßt, der gesellschaftlichen Achtung verfällt.

Es ist auch nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Moral unserer kultivierten Gesellschaft ausschließlich zugunsten der Männer gemacht sei. Sie ist ausschließlich zugunsten des großen Geldbeutels gemacht, denn die armen Männer haben, wie wir gesehen haben, ebensosehr darunter zu leiden wie die Frauen. Für den reichen Wüstling ist weibliche Ware in jeder geistigen und körperlichen Qualität zu haben, während der arme Mann darauf angewiesen ist, seinem guten Glück zu vertrauen, das ihm günstigenfalls einen hübschen Leib

und ein liebevolles Herz zuführt, nur in seltenen Ausnahmefällen aber auch einen Geist, mit dem der seinige Kameradschaft fürs Leben halten kann. Und in ganz ähnlichem Falle befindet sich auch das junge Weib, dem nicht besondere Glücksumstände eine wirklich freie Liebeswahl gewährleisten; denn für ein gesund entwickeltes, geistig begabtes, temperamentvolles Weib ist nicht die Ehe oder die Mutterschaft an sich die souveräne Sehnsucht, von deren Befriedigung die innere Zufriedenheit abhängt, sondern vielmehr der Triumph ihrer Reize. Einen Mann ihres eignen Ranges, oder womöglich gar einen höherstehenden, unter dem Einfluß ihrer Reize sich wie dumm und toll gebärden, ihn durch ihre Hingabe schmärmerisch beglückt, selig verklärt zu sehen, das ist das sexuelle Ideal eines solchen Weibes. Das satte Unterkommen um jeden Preis bedeutet nur für die weiblichen Philister ein erreichtes Lebensziel. Aber das kann man für gewiß ansprechen, daß die treuen Haussklavinnen selbstzufriedener fetter Fresser nicht die Gebärerinnen des Übermenschen sein werden.

Körperliche Kraft, Gesundheit und Schönheit der Nachkommenschaft sind der einzig sichtbare Beweis für einen von der Natur legetimierten Ehestand der Eltern. Die garstigen Schwächlinge, die geistig und leiblich minderwertigen Eheprodukte müssen wir als Bastarde zwischen Natur und Zivilisation ansehen. Daher denn auch wohl die Erscheinung,

daß ein Rassetypus um so reiner, ungebrochener vorhanden ist, je weniger sich gesellschaftliche Moral und Sitte von den vernünftigen Vorschriften der Natur entfernt haben. Wie viele Normalgesichter und Normalfiguren gibt es denn aber bei uns, trotz aller behördlichen hygienischen Fürsorge, trotz Sport- und Naturheilverfahren? Wir brauchen nur in die fashionablen Weltbäder zu gehen, insonderheit jene, in denen unvernünftige Tafel- und andere Sinnenfreuden gebüßt werden, und wir finden ein wahres Karikaturenalbum der Menschlichkeit aufgeschlagen. Unsere feisten Brillen- und Glatzenträger können uns nicht zu der Überzeugung bringen, daß die Menschheit sich in den letzten Jahrhunderten ästhetisch verbessert habe, und Künstler, Ärzte und Badefrauen wissen, wie überaus selten ein wirklich schöner Körper selbst bei jungen Frauen zu sehen ist. Wenn man nach den Ursachen dieser betrüblichen Tatsachen forscht, dürfen wir aber nicht bei den Sünden einer falschen Ernährung und naturwidrigen Lebensweise stehen bleiben, sondern wir müssen fragen: wie war die Ehe beschaffen, der dies garstige Geschlecht entstammt? Und da werden wir fast regelmäßig finden, daß schöne, geistig wohlbegabte Kinder aus einem glücklichen Liebesbunde, das minderwertige Kroppzeug aber aus konventionellen oder durch sonstige Torheiten verunglückten Ehen stamme. Wenn man nur festhält, daß Schönheit nicht ausschließlich in

der zweifellosen Anmut eines regelmäßigen Gesichtes, sondern auch schon in der Harmonie der Körperformen, im geistig belebten Ausdruck, selbst bei Abwesenheit schöner Linien bestehen kann, so werden wir auch die scheinbare Abnormität nicht mehr unerklärlich finden, daß schöne Kinder von durchaus unansehnlichen Eltern herstammen können. Man kann in solchem Falle sicher sein, daß der starke geistige Einfluß einer beglückenden Ehe, bei der der sexuelle Idealismus trotz scheinbaren Mangels äußerer Reize dennoch seine Rechnung gefunden hat, bei der Nachkommenschaft körperlich umgestaltend gewirkt habe.

Das Christentum, welches die Sinnlichkeit mit der Sünde identifiziert, und der Kapitalismus, welcher die Käuflichkeit der Schönheit auf dem Gewissen hat, haben beide zusammengewirkt, um in unserer Zeit der Prostitution zu einer so ungeheuren Verbreitung und einem so unheimlichen Einfluß zu verhelfen. Denn weil die Befriedigung der natürlichen und zugleich idealen sexuellen Sehnsucht unter den modernen Verhältnissen nur so wenigen Menschen möglich ist, muß die Prostitution als Lückenbüßer herhalten; ja noch mehr: bei allen Männern, die niemals das Glück gehabt haben, ihre Glut mit einem schönen Weibe ihresgleichen zu teilen, geht das Gefühl dafür verloren, daß die Prostitution höchstens als trauriger Lückenbüßer gelten könne, und sie gelangen dahin, in

der Prostituierten geradezu ihr weibliches Ideal zu erblicken. Nicht nur der unglückliche Krüppel, der arme plumpe Hungerleider, der seine heimliche Schwärmerei dem gedruckten Bilde einer ihm persönlich gänzlich unbekannten Dutzendschönheit vom Tingeltangel widmet, offenbart einen so bemitleidenswert degenerierten Geschmack, sondern ebenso der reiche Lebemann, der sich für diejenige Kokotte am liebsten ruiniert, die die bewegteste Vergangenheit hat, und endlich der Grandseigneur, der Abkömmling aus königlichem oder gar kaiserlichem Hause, der auf alle seine Vorrechte verzichtet, um irgendeine gänzlich unerhebliche Balletteuse oder Brettldiva zu heiraten. Gerade unter der begüterten vornehmen Lebewelt finden wir die Anschauung als einen quasi moralischen Grundsatz bei den Männern verbreitet, daß im legitimen Ehestande die süßesten Freuden der Liebe nichts zu suchen hätten, weil man bei den sogenannten anständigen Damen nicht leichtsinnig den Appetit nach Früchten reizen dürfte, die auch sie vielleicht außerhalb ihrer Ehe in besserer Qualität vorfinden könnten. Darum reserviert der Wüstling seinen sexuellen Idealismns für die Prostituierten; und für den jungen Königssohn, gerade wenn er ein wenig schwärmerisch veranlagt ist, hat der Umgang mit den hübschesten Prinzessinnen keinerlei sexuellen Reiz. Seine Sehnsucht gilt jener lockenden Weiblichkeit, die aus ihrem Herzen keine Mörder-

grube macht und die Gefälligkeit als oberste Tugend übt. Wenn, wie es in jüngster Zeit mehrfach vorgekommen ist, gerade geistig hervorragende Sprößlinge regierender Häuser Künstlerinnen geheiratet haben, so beweist das einen gesunden Instinkt, denn gerade unter unseren heutigen Verhältnissen stellt die geistig freie Künstlerin nicht selten einen idealen Typus der Weiblichkeit dar, vorausgesetzt, daß man den Begriff der Künstlerschaft streng umgrenzt. Eine Schauspielerin z. B., die von guter Rasse und leichter Auffassungsgabe ist, wird durch die Routine der Bühne unschwer zu vollendeten Manieren und durch den fortwährenden Umgang mit den erlesensten schöpferischen Intelligenzen der Vergangenheit und Gegenwart leicht zu einer geistigen Kultur gelangen, die selbst das fleißigste Studium in solcher glücklichen Mischung selten einer Frau verschaffen kann. Leider stehen aber solchen vernünftigen Paarungen zwischen vorurteilslosen Fürstensöhnen und ebensolchen Kronenträgerinnen aus dem Reiche der Kunst in erheblicher Überzahl lächerliche Mesallianzen gegenüber zwischen geistig minderwertigen Sprößlingen erschöpfter alter Stämme und weiblichen Emporkömmlingen letzten Ranges.

Die Hingabe der abendländischen Rassen an das ihnen so wesensfremde Christentum hat sich furchtbar gerächt, indem die christliche Gesellschaft eine Moral entstehen ließ, die, wie wir gesehen

haben, sich in direkten Widerspruch gegen den Willen der Natur gestellt hat. Mögen wir einen zielbewußten Schöpfer annehmen oder nicht, die Moral der christlichen Gesellschaft müssen wir auf alle Fälle eine gottlose nennen, wäre es auch nur aus dem einen Grunde, weil sie die Prostitution auf dem Gewissen hat. Die Prostitution bedeutet eine viel ärgere Entehrung der Weiblichkeit als selbst die orientalische Sklaverei der Haremswirtschaft. Unsere oben gekennzeichneten Herren der sogenannten guten Gesellschaft, die ihre sinnlichen Begierden mit käuflichen Dirnen befriedigen und gleichzeitig mit gespannter Pistole und gezücktem Degen darüber wachen, daß ihre Schwestern, Frauen und Töchter ihre gesunde Sinnlichkeit nicht befriedigen können, kränken die Weiblichkeit viel empfindlicher als der Türke, der sie in den Harem einsperrt und mit Süßigkeiten füttert. Die zweierlei Moral für die beiden Geschlechter, die die christliche Gesellschaft heimlich sanktioniert, ist ein ebensolcher Hohn auf die Vernunft wie beispielsweise unsere antiquierten Rechtsanschauungen, welche die verheiratete Frau samt ihrem Vermögen und ihren Kindern der Brutalität jedes Dummkopfes oder Wüstlings ausliefert, sofern sie sich nicht durch einen sehr geschickten Ehevertrag dagegen gesichert hat. Dieselbe christliche gute Gesellschaft hat es sich zum Grundsatz gemacht, die wichtigste, tiefst einschneidende Frage des

menschlichen Lebens überhaupt mit Stillschweigen zu übergehen. Dieselben feingebildeten vornehmen Herren, die einander bei ihren Gelagen mit den wüstesten Zoten regalieren und ganz harmlos den Begriff Weib gleich Hure setzen, machen sich kein Gewissen daraus, ihre Frauen, Schwestern und Töchter zeitlebens über ihre höchste Bestimmung im dunklen zu lassen und ihnen alle gesunden Emanzipationsgelüste als verbrecherisch auszulegen.

Gibt es etwas Dümmeres, als diese lächerliche Eitelkeit des Menschen, die sich dadurch gekränkt fühlt, daß er alle körperlichen Funktionen mit der Tierheit gemein hat, und daß die feste Grundlage alles leiblichen Wohlbefindens gerade wie beim Tier nichts anderes sein soll, als Sättigung des Magens und des Geschlechtstriebes? Als ob wir Menschen uns nicht in der Ausnützung solcher körperlichen Veranlagungen zu unbegrenzten Höhen über die Tierheit emporzuheben vermöchten! Der satte Magen schafft die Grundlage für die Gesundheit, also das körperliche Gleichgewicht, und die befriedigten Sinne schaffen das seelische Gleichgewicht. Es steht doch ganz bei uns, den rohen Naturtrieb zu idealisieren. Wir haben ja bereits festgestellt, daß dieses Bestreben schon auf den untersten Kulturstufen der Menschheit vorhanden sei. Kann überhaupt ein stärkeres Feuer gedacht werden, die menschliche Einbildungskraft daran zu entzünden und zu den höchsten Leistungen der Kunst und

der Religion zu befähigen, als die Wonnen der Liebe? Sind nicht sie die alleinige Gewähr für die Unsterblichkeit des Menschengeschlechts? Würde, wenn dieser wunderbare Reiz einst wegfiele, ein trostlos ernüchtertes Menschentum nicht alsbald mit stumpfem Gleichmut seiner Selbstvernichtung zusehen? Nur weil es diese Wonnen gibt, die der gesamten Menschheit in den Jahren ihrer Kraft blühen, und weil diese Wonnen die einzigen sind, über die menschliche Einrichtungen keine Gewalt haben, also daß sie unverändert und ungeschwächt überall und alle Zeit auf Erden genossen werden können, nur darum ist der Mann bereit, alle Lasten des Lebens auf sich zu nehmen, und das Weib bereit, alle Schmerzen und Erniedrigungen zu ertragen, die seine mütterliche Bestimmung im Gefolge hat. Die Regentenweisheit römischer Weltherrscher bestand darin, dem Volk *panem et circenses*, Brot und Spiele, zu gewähren. Damit konnten sie zufriedener Untertanen sicher sein. Der Weltschöpfer macht es ebenso — und seine *circenses* sind die Liebesfeste. Gladiatorenkämpfe, Wagenrennen und andere Zirkusspiele kann man sich bald über sehen, aber der Reiz der Wollust wird erst mit dem letzten Menschen sterben. So wären denn alle Bedingungen dafür vorhanden, daß auch der gütige Gott lauter zufriedene Untertanen hätte, wenn nicht eben die Menschheit durch ihre Religionen und Kulturen immer so eifrig be-

müht wäre, dem guten Willen der Natur boshaft zu widerstreben. Man wende nicht ein, daß eine Wiederherstellung des Naturzustandes notwendig zur Vernichtung unserer Kulturarbeit führen müßte. Nein: so gut wie wir nicht mehr rohes Fleisch und rohe Feldfrüchte hinunterschlingen, um unseren Hunger zu stillen, sondern gelernt haben, unserer Zunge raffinierte Feste zu bereiten, ebensogut sind wir auch befähigt, die Stillung unseres Liebeshungers unter Anwendung unserer feinsten Seelenkräfte, unserer schöpferischen Phantasie zu Festen von höchster Weihe zu gestalten. Dem Tiere ist seine Wollust nur gegeben, um es zur Erfüllung seiner Pflicht gegen die Rasse anzuhalten; nur in bestimmten Zeiten, die für das Fortpflanzungsgeschäft in Frage kommen, ist es dem Tiere vergönnt, sich in wenigen kurzen Augenblicken der Ekstase über seinen gewöhnlichen Zustand des fressenden und verdauenden Lebewesens emporzuschwingen; dem Menschen aber steht das höchste Geschenk der Natur alle Zeit zur Verfügung, einzig Alter und Krankheit setzen da gewisse Grenzen. Und auf diese unvergleichliche Bevorzugung sollte der Mensch nicht stolz sein? Liegt die Absicht des Schöpfers nicht sonnenklar zutage? Das Tier, welches weder Tugend noch Laster kennt und außerhalb aller sittlichen Verantwortlichkeit steht, empfängt die Wonnen der Liebe nur gleichsam wie einen Extraleckerbissen zu seltenen festlichen

Gelegenheiten; der Mensch aber, den seine wilden Leidenschaften zwischen den Gegenpolen von entsagungsvoller Tugend und lasterhaftem Begehren, und seine wider die Natur geschaffenen Anschauungen und Einrichtungen zwischen Übermut und Verzweiflung hin und her schleudern, kann ohne den Zauber der Liebe keinen Tag und keine Stunde auskommen. Ein Ausgleich all der tollen Gegensätze, welche Mensch wider Mensch und Menschheit wider Natur hetzt, das Zustandekommen einer Gesittung, die ein friedliches Nebeneinanderleben mit den gefährlichsten Bestien erst möglich macht, ist allein diesem Zauber der Liebe zu verdanken. Er ist es, der die Phantasie so wunderbar beeindruckt, daß sie die Wirklichkeit mit gefälligen Schleiern umhüllt und aus ihren schwachen unvollkommenen Geschöpfen Götter, Helden und Engel macht und in seliger Sehnsucht das Heldenmännchen dem Engelweibchen in die Arme treibt. Mag dann auch hundertmal in den Perioden der Ernüchterung der menschliche Scharfblick die freundlichen Schleier durchdringen, ihm ist es ja vergönnt, den holden Wahn in jeder feurigen Umarmung zu erneuern, und so an den tausend Abgründen des Daseins mit dem bekannten Glück der Trunkenen ungefährdet vorbeizukommen. Auch alle Kunstbefähigung des Menschen und alle Schönheitssehnsucht des Menschen ist ein Geschöpf seiner Wollust und dient ihm dazu, ihn mit den Härten des Daseins zu versöhnen und

ihm in wohltätiger Selbsttäuschung Idealzustände vorzugaukeln. Von der glücklichen Paarung zweier Menschen hängt zunächst die Zufriedenheit, das seelische Gleichgewicht der beiden Einzelwesen, dann die Qualität der Nachkommenschaft und letztlich der Frieden der Gesellschaft ab. Denn nichts schürt alle bösen menschlichen Leidenschaften, Neid, Bosheit, Mißgunst, Geiz, kleinlichen Eigensinn so sehr als die sexuelle Unzufriedenheit. Die Bosheit der Krüppel, Eunuchen und alten Jungfern ist eine typische Erscheinung, und Geiz, Habsucht, Mißgunst und so weiter trifft man am häufigsten bei alten Hagestolzen und bei Menschen, die von der Liebe oder Ehe niemals ein volles Glück genossen haben. Anderseits reicht die in den Jahren der Kraft in idealer Fülle ausgekostete Liebeswonne fast immer aus, um auch über das Alter solcher bevorzugten Glückskinder einen verklärenden Schimmer zu gießen. Die erfreulichste, trostreichste Erscheinung unter den Menschen ist die alte Frau, welche mit froher herzlicher Anteilnahme dem Gebaren der tollen Jugend zuzuschauen und mit siegreichem Humor sich mit den unvermeidlichen Ärgernissen des Daseins abzufinden weiß; wo wir einer solchen alten Frau begegnen, können wir sicher sein, daß sie die Erfüllung ihres sexuellen Ideals erreicht und die Wonnen jungen Liebesglücks reichlich genossen habe. Anderseits gehört zu dem vollendeten Typus des Philisters auch der

Phantasiemangel, der es ihm unmöglich macht, sein sinnliches Begehren zu idealisieren, weshalb das ganze Gebiet seines Trieblebens lebenslang im Tierischen stecken bleibt.

Wer meinem Gedankengang bis hierher gefolgt ist und meine Meinung teilt, daß die Abkehr vom Willen der Natur nicht zu einer Veredlung der tierischen Instinkte, sondern im Gegenteil zu einer verhängnisvollen Beschränkung seelischer Entwicklungsmöglichkeiten geführt, die Erreichung eines persönlichen Glückszustandes gerade für die höher kultivierte Menschheit außerordentlich erschwert und obendrein noch die Kultur mit der Schande der Prostitution belastet habe, der wird nun mit der bangen Frage hervortreten: kann das anders werden, oder schließt das, was wir gewöhnt sind, unter dem Begriff Kultur zusammenzufassen, eine Idealisierung des Trieblebens aus? Das letztere würde in der Tat der Fall sein, wenn man den Begriff Kultur mit dem des Christentums identifizieren müßte. (Wobei allerdings zu betonen bleibt, daß Christentum nicht gleich Jesuslehre zu setzen ist.) In unserer abendländischen Kultur spielt freilich das Christentum, so wie es die verschiedenen Kirchen und Konfessionen festgelegt haben, eine ausschlaggebende Rolle für die Gestaltung unserer sittlichen Anschauungen, unserer gesellschaftlichen Moral. Wie sehr sich auch die intelligente Oberschicht sämtlicher christlicher

Völker von dem Dogmenglauben ihrer verschiedenen Kirchen emanzipiert haben mag, gewisse Grundanschauungen sitzen doch noch fest im Blut und beeinflussen die ganze Vorstellungswelt. So kommt es, daß selbst die große Schar der religiös Indifferenten und sogar zahlreiche Angehörige der wirklich geistig frei gewordenen Minderheit sich dennoch von jener christlichen Mißachtung des Trieblebens nicht losmachen können. Das geflügelte Wort von der Emanzipation des Fleisches hat einen recht üblen Beigeschmack bis heute behalten, und niemand will in den Verdacht kommen, roher Genußsucht das Wort zu reden, indem er der Wollust der Kreatur Hymnen singt. Wir haben jüngst eine Bestätigung dieser Tatsache erlebt. Ein warmherziger und überaus kluger Pastor, der zugleich über eine starke dichterische Darstellungsgabe verfügt, Gustav Frenssen, hat mit scharfem Blick erkannt, was die christliche Heilslehre für den denkenden modernen Menschen unannehmbar macht. Nämlich einerseits die Forderungen des Glaubens an das Wunder und an die göttliche Persönlichkeit Christi, andererseits die Diesseitsverachtung und Fleischesfeindschaft der Kirchenlehre. So hat er in seinem „Hilligenlei“ seinem überaus großen Publikum von zaghaften Möchtegern-Christen nicht nur das Idealbild eines menschlichen Jesus gezeichnet, sondern auch in heißen Tönen von der Jungweibernot geredet und sich

redlich bemüht, den Irrwahn zu zerstören, als ob das Bekenntnis zu Jesus die grausame Unterdrückung des Trieblebens bedingte. Die Folge dieses kühnen Vorstoßes war, daß nicht nur die Vertreter des orthodoxen Kirchentums ein lautes *anathema sit!* wider diesen Ketzer riefen, sondern auch die große Majorität der lauwarmen, pflaumenweichen, sagen wir der nationalliberalen Leute der blassen Anständigkeit ihm ängstlich die Gefolgschaft auf dieses Gebiet verweigerten und sogar die Lauterkeit der Absicht des hochgepriesenen Dichters des Jörn Uhl abzustreiten bereit waren. Was soll da von seiten der modernen gebildeten Gesellschaft erst der Prophet zu gewärtigen haben, der die Prostitution für eine Folgeerscheinung christlicher Anschauung erklärt, eine höhere Glücksmöglichkeit für die Allgemeinheit, eine höhere Gesittung, ein rascheres Tempo der Aufwärtsentwicklung der Menschheit von der radikalen Umkehr der gegenwärtigen sittlichen Begriffe erwartet!

Vom Staat wird kein Vernünftiger eine Mitwirkung bei dieser erschreckend neuen Kulturarbeit verlangen. Er wird sich niemals bereit finden, jedem braven Arbeiter des Sonntags ein Hühnchen in den Kochtopf zu tun und jedem pünktlichen Steuerzahler ein hübsches Mädchen als Gattin zuzuweisen. Die hohe Obrigkeit hat es auch gar nicht nötig, die Rolle des lieben, guten Onkels zu spielen, besonders wo es sich um Fragen

allerpersönlichsten Glückes handelt. Hier kann nur Selbsthilfe erfolgreich sein, und es mehren sich erfreulicherweise die Kennzeichen dafür, daß die Erkenntnis dessen, was not tut, im Fortschreiten begriffen sei. Die guten Erfahrungen, die man an vielen Orten beispielsweise mit der Koëdukation, dem gemeinsamen Unterricht der beiden Geschlechter gemacht hat, sowie die wachsende Aufklärung durch die Arbeit der Frauenbewegung und die Bemühungen unverdächtiger ärztlicher Berater und beredter Poeten haben immerhin tüchtige Pionierarbeit geleistet. Im Jahre 1901 erklärte mir der Polizeipräsident von Breslau, daß er in einem Gedicht von mir, in welchem ich die Behauptung aufstellte, daß der Himmelsvater allemal schmunzelnd zum Segen bereit sei, wo immer und so oft ein seliger Mann sein Mädel sich zu Herzen nehme, den Tatbestand der Gotteslästerung und öffentliche Aufforderung zur Unzucht erblicke — und im Februar dieses Jahres 1907 hat der preußische Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg, im Abgeordnetenhause die Kapuzinade eines biederen Sittlichkeitsvereinlers wider den Berliner Sündenpfuhl in seiner ruhigen Weise auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und zum Schluß mit schier poetischem Schwung den wütenden Tugendwächtern zu bedenken gegeben, daß sie mit ihrer Müllkärrnerei die Quellen alles Lebens und aller Kraft zuzuschütten bestrebt seien, jene Quellen, aus denen

den Menschen höchste Lust und höchstes Leid, alle Arbeits- und Schaffensfreudigkeit entspränge. Allerdings sah sich seine Exzellenz noch im Laufe der Sitzung infolge einer Anzapfung von orthodoxer Seite veranlaßt, berichtigend zu äußern, daß er mit jener heiligen Quelle nicht die Sinnlichkeit gemeint habe! — Ich möchte wissen, was sonst: die christliche Nächstenliebe? Den heiligen Ehestand? Diese Berichtigung nähert den sympathischen Minister leider wieder ein wenig dem unsympathischen Polizeipräsidenten von Breslau, und es wäre vielleicht doch verfrüht, aus der Gegenüberstellung jener beiden Äußerungen auf einen Fortschritt des natürlichen Empfindens innerhalb der preußischen Beamtenwelt zu schließen. Der ministerielle Rückzug vor dem Wort Sinnlichkeit ist überhaupt bezeichnend. Es liegt hierin der Kern der ganzen Frage, mit der wir uns hier beschäftigt haben. Solange der gesittete Mensch, der etwas auf seine Reputation hält, sich in seiner Ehre gekränkt fühlt, wenn man ihn einen sinnlichen Menschen heißt, so lange wird der Weizen der Pfaffenschaft blühen. und das saubere Gewerbe der Prostitution üppig gedeihen. Wenn wir aber dahin gelangen sollten, die Sinnlichkeit (im Gegensatz zum Stumpfsinn) für einen Vorzug zu betrachten, als welcher den Besitzer befähigt, ein Weib glücklich zu machen, eine körperlich und geistig wohlbegabte Nachkommenschaft zu erzielen und so sein Heim mit

idealen Gütern zu schmücken; wenn wir ferner dahin gelangen sollten, die begüterte Tochter aus gutem Hause, die eines Rühmens daraus macht, ein Dutzend Anbeter vergebens schmachten zu lassen, als eine alberne Kokette zu verachten und dafür jedes Mädchen zu loben, das sich dem Erwählten seines Herzens hingibt und sich bereit findet, ihm den Kampf um die Existenz durch seine tröstliche Kameradschaft zu erleichtern, auch ohne daß es die Sicherheit hat, einst durch ein behagliches Leben in sorgenfreiem Ehestande belohnt zu werden; wenn man auf die Moral der steyrischen Bauernknaben und des lockeren Künstlervölkchens nicht mehr entrüstet hinab-, sondern vielmehr anerkennend hinaufschaut, weil die Kunst, Daseinsfeste ohne Aufwand materieller Mittel zu feiern, einen beneidenswerten Vorzug jener Menschensorte bedeutet; und wenn endlich nicht mehr die Zahl der unehelichen Kinder, sondern vielmehr die Zahl der hilflos verlassenen Mädchenmütter zum Gradmesser der Sittlichkeit gemacht wird — dann erst wird der große Schritt nach vorwärts getan sein, dann wird das Wort freie Liebe von keinem Wüstling mehr im Munde geführt werden können, ohne daß er von jedem anständigen Manne derb eins darauf bekäme; dann wird die Statistik höchstwahrscheinlich einen direkten Zusammenhang zwischen der Zahl der Prostituierten und der der unehelichen Kinder entdecken und ohne Verwunderung konstatieren, daß

die Zunahme jener Kinder die Abnahme der Dirnen bedinge. Aber zu jener Zeit wird man vielleicht von unehelichen Kindern überhaupt nicht mehr sprechen, und man wird jeden mit Kindern gesegneten Liebesbund als einen geheiligten Ehestand ansehen, gleichgültig, ob irgendwelche obrigkeitlichen oder religiösen Zeremonien vorhergegangen sind oder nicht. Die Anerkennung der Vaterschaft müßte alsdann genügen, um einem Kinde das Recht auf den Namen, den Schutz und das Vermögen des Vaters ebenso wie allen im legitimen Ehestande Geborenen zu sichern. Es würde unter solchen Verhältnissen nicht weniger, sondern ungleich mehr geheiratet werden als gegenwärtig. Und wenn diejenigen Paare bald wieder auseinander gingen, die zur Erkenntnis gekommen sind, daß sie sich über ihren Charakter gegenseitig gründlich getäuscht haben, so wäre das wahrlich kein nationales Unglück, sondern dürfte im Gegenteil zur Entleerung der Trinkerasyle, Gefängnisse und Irrenhäuser nicht unwesentlich beitragen. Die exklusive gute Gesellschaft jener Zukunft sowie deren Damenkaffeekränzchen könnten alsdann ihre sittliche Entrüstung wider diejenigen Männer kehren, die undankbar eine treue liebende Kameradin bloß aus Vergnügen an erotischer Abwechslung verlassen haben, oder in übler Nachrede die schändliche Geschlechtsgenossin ersäufen, die mit ihrer Jungfernschaft einen schamlosen Kuhhandel getrieben hat. —

Die heuchlerische Prüderie der heutigen Gesellschaft gibt vor, die Prostitution zum Schutze ihrer Frauen und Töchter dulden zu müssen; der Witz der Sache ist aber der, daß die Frauen und Töchter diesen angeblichen Schutz im Grunde ihres Herzens dankend ablehnen, weil sie ihn für eine Beleidigung, mindestens aber für eine Beeinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit halten; und ferner, daß der Vernichtungsschlag wider das Schandwesen der Prostitution nur dadurch zu führen ist, daß jeder manierliche gesunde Mann zur Stillung seines Liebesdurstes ein Mädchen seiner Art gratis zur Verfügung haben kann. Gegen rohe Gier kann sich jedes gesunde normale Weib selbst erfolgreich zur Wehr setzen, und die immerhin seltenen Ausnahmefälle brutaler Gewaltanwendung sind ja auch bekanntlich durch die heutige Schutzmaßnahme der Prostitution nicht ausgeschlossen.

Es wäre leicht, einen utopistischen Zukunftsroman zu schreiben, wenn man mit seiner Phantasie allen Möglichkeiten individueller und gesellschaftlicher Entwicklung unter der Herrschaft neuer sittlicher Ideale nachgehen wollte. Aber ich meine, daß Jonglieren mit Wenn und Aber sei nur ein müßiges Gedankenspiel und die hier gegebene Anregung zum Nachdenken, zur Einkehr in das eigene Innere vorderhand schon genügend. Die Kunst und die gewandte Feder sind gewiß nicht zu verachtende Mitstreiter im Kampfe für die zweifellos

gute Sache einer naturgemäßen Sittlichkeit. Aber die Kriegführung wird eine unendlich langwierige, die Völker vielleicht gefährlich erschöpfende bleiben, wenn nicht ein mächtiger Bundesgenosse zuhilfe kommt: eine neue Religion — eine Religion, die sich auf kein philosophisches System, auf keine wissenschaftliche Hypothese, noch auch auf die mystischen Halluzinationen eines entrückten Schwärmers, sondern einfach auf die Offenbarung der Natur stützt. Eine solche Religion brauchte durchaus keine universale zu sein, im Gegenteil, sie würde von einer Rasse, von einem Himmelsstrich zum anderen naturgemäß erhebliche Verschiedenheiten zeigen; aber eins würde sie sicher vor den jetzigen Weltregionen voraus haben: die Achtung vor dem Triebleben, und aus dieser Achtung würde sich eines ihrer vornehmsten Sittengebote von selbst ergeben: Du sollst den Namen der Liebe nicht unnütz führen. Du sollst deine Begierde heiligen, auf daß es dir und deinem Weibe wohlgehe und deine Nachkommenschaft blühe auf Erden.

Die Pauker.

(1906)



Es ist in letzter Zeit in verschiedenen deutschen Parlamenten und, dadurch angeregt, in weitester Öffentlichkeit wieder viel über allerlei Schulfragen verhandelt worden. Humanistische und realistische Bildung wurden in ihrem Werte gegeneinander abgewogen, das Abiturientenexamen ebenso heftig angegriffen wie verteidigt, die höhere Mädchenschulbildung als äußerst reformbedürftig hingestellt. Eine Frage aber, die für das gesamte Mittelschulwesen von äußerster Wichtigkeit ist, wurde in diesen öffentlichen Diskussionen wenig oder gar nicht berührt: die der Bildung, Lehrbefähigung und gesellschaftlichen Stellung der Mittelschullehrer.

Warum pflegt in allen deutschen Landen der Gymnasiast wie der Realschüler seine Lehrer so despektierlich die „Pauker“ zu nennen? Warum wird gesellschaftlich zwischen einem Universitäts- und einem Gymnasiallehrer ein scharfer Unterschied gemacht, der sich am grausamsten äußert in der so verschiedenen Wertschätzung des einen

wie des andern als Heiratskandidat für die Töchter der oberen Zehntausend? Warum bringt man wissenschaftlichen und besonders poetischen Privatarbeiten von Mittelschullehrern ein fast höhnisches Vorurteil entgegen, so daß z. B. der Ausdruck „Oberlehrerdrama“ typisch geworden ist für einen epigonenhaften, leeren Phrasenschwulst? Warum karikieren unsere Witzblätter den höheren Lehrer als Spießbürger ohne Geschmack und Manieren in Haltung und Kleidung? Warum überhaupt weist ihnen der ungeschriebene Gesellschaftskodex ihren Platz unter den Akademikern zweiter Klasse, unter Apothekern, Zahn-, Tierärzten und dergleichen an? Haben sie denn nicht auf der Hochschule erheblich mehr lernen müssen als z. B. weitaus die meisten Referendare? Ist die Aufgabe, die Jugend der höheren Stände zu erziehen und die feste Grundlage alles Wissens zu legen, nicht eine ebenso hohe als etwa die, Kranke zu heilen? Woher also die Mißachtung eines Standes, dessen Lebensaufgabe zu den schönsten gehört, die sich ein hochsinniger Geist überhaupt zu stellen vermag, und die überdies jede ehrliche Anstrengung auf der Stelle so herrlich lohnt durch das dankbare Strahlen junger gläubiger Augen?

Die Frage ist sehr leicht zu beantworten. Junge Leute, die auf der höchsten Höhe wahrer Bildung stehen, selbständige, freie Denker mit reifem Urteil und kultiviertem Geschmack, die auch den

nötigen schönen Idealismus hätten, um sich dem Dienste der Jugend zu widmen, wenden sich der Laufbahn des Hochschullehrers zu, weil die Bezahlung des Mittelschullehrers so gering ist, daß Menschen mit feinerer geistiger Kultur ihre notwendigen Lebensbedürfnisse damit nicht befriedigen können, und weil ferner die Leiter, auf der sie zu höheren Stellen mit leidlichem Gehalt emporsteigen könnten, allzu wenig Sprossen hat. Es wird also die Mittelschule ihr Lehrermaterial immer wieder nur aus jenen bescheidenen subalternen Geistern rekrutieren können, deren Lebensansprüche nicht über eine leidlich behagliche Spießbürgerexistenz mit der Aussicht auf eine Rektorpension als Schlußeffekt hinausgehen. Zu idealen Lehrern unserer künftigen Richter, Ärzte, Offiziere, Künstler, Gelehrten, Erfinder, Entdecker und genialen Unternehmer taugt aber nur jenes oben gekennzeichnete allerbeste Material.

Die Jugend hat ungeheuer feine Instinkte. Der Lehrer kann sie wohl in bezug auf das Wissen, das er ihr beibringt, mit faustdicken Lügen traktieren, aber über seine persönlichen Qualitäten kann er sie weder durch Tyrannengebärden noch Hanswurstereien hinwegtäuschen. Der unbändigste Junge unterwirft sich ohne weiteres der starken Persönlichkeit, dem reinen Willen, der noblen Gesinnung, deren Ausfluß Gerechtigkeit ist, wohingegen ein stumpfer, beschränkter Geist, dem es an Schwung-

kraft der Seele fehlt, der sich durch nörgelnde Pedanterie oder polternde Strenge ein Ansehen zu geben versucht, sofort durchschaut wird. Dazu kommt noch der bei den meisten gut veranlagten Kindern vorhandene Scharfblick für das Lächerliche im äußeren Gebahren. Einem guten Lehrer, und ein solcher ist jeder, den die Jugend als eine freie, starke Persönlichkeit empfindet, wird es ungemein leicht, seine Schüler für den Gegenstand, den er lehrt, zu begeistern, und er wird in den raschen Fortschritten, die sie machen, und in der stürmischen Anhänglichkeit für seine Person eine Befriedigung finden, wie sie so schön und stetig wohl keinem anderen Berufe beschieden ist, denn die Verehrung für einen geliebten Lehrer dauert gerade bei feineren und reicheren Naturen weit über die Schuljahre hinaus, manchmal ein ganzes Leben hindurch an. Der arme Schächer von Lehrer aber, der jahraus, jahrein seine Weisheit trocken und schwunglos wieder vorbringt, nur darauf bedacht, seiner vorgesetzten Behörde zu genügen und sich die nichtsnutzigen Jungens möglichst vom Halse zu halten, um in seiner Philisterbehaglichkeit nicht gestört zu werden, der wird ein Leben lang ein Pauker bleiben. Er wird nie seine Saat herrlich aufgehen sehen, nie das Hochgefühl kennen lernen, den Werdenden ein verehrter Freund zu heißen. Knaben aus hochkultivierten Familien bringen schon aus der Kinderstube die Grundlagen einer ästhe-

tischen Bildung, eine geistige Beweglichkeit und ein Taktgefühl mit, welches sie von vornherein den Banausen und Spießern unter den Lehrern überlegen macht. Was sollen solche Kinder von solchen Lehrern lernen? Der Pauker macht gerade den bestveranlagten Schülern jeden Gegenstand zuwider, und jene unentwegten Streber, die auch bei den schrecklichsten Paukern gut lernen und darum die Ersten der Klasse werden, versagen bekanntlich später im Leben fast ausnahmslos, weil sie nur für die Schule lernen; fürs Leben aber lernen, wie es sein soll, kann man nur mit jener Freude an der Sache, welche dem unverdorbenen, jugendfrischen Geiste einzig eine fortreißende Persönlichkeit einflößen kann.

Der höhere Wert humanistischer Bildung gegenüber der realistischen besteht keineswegs, wie man es auch heute immer noch von verknöcherten Philologen hören kann, in der Schärfung des logischen Denkens, als welches die raffinierte Grammatik der alten Sprachen vermitteln soll, sondern vielmehr darin, daß sie uns den Wert des heute Gegebenen durch das Verstehen des historischen Werdegangs richtiger abschätzen lehrt, und daß sie durch solche historische Erkenntnis, durch das Welt- und Zeitumspannende einer solchen Bildung dem Geiste Horizonte und Perspektiven öffnet, wie sie das bloße Erfassen eines realen Lernstoffes niemals zu geben vermag. Natürlich wird ein ungewöhnlich

begabter Geist imstande sein, sich auf jedem Bildungswege eine ungewöhnliche Höhe des Standpunktes und Weite des Blicks zu erkämpfen. Für das Durchschnittsmaterial junger Geister aber darf man schon die humanistische Bildung in engerem Sinne eine bevorzugte Pflanzschule des Idealismus nennen. Entwicklungsgeschichte der Natur und Kulturgeschichte der Menschheit, das sind die beiden Hauptstützen einer freien modernen Geistesbildung. Um diese zu vermitteln, genügt aber eben weder ein tüchtiges Fachwissen noch ein streng geduldiger Drill. Nur Menschen mit wirklich wissenschaftlicher Befähigung, mit freiem Urteil und temperamentvoller Vielseitigkeit werden es selbst dahin bringen, im Verstehen der großen Zusammenhänge so weit zu gelangen, daß sie der mit Recht anspruchsvollen modernen Jugend als sichere Führer dienen können. Und die Auserwählten, die jene Fähigkeit besitzen und überdies noch die Liebe zum Lehrberuf in sich spüren, die ziehen eben begreiflicherweise die Laufbahn des Hochschullehrers vor, weil die Dürftigkeit der Lebensführung und die geistige Beschränktheit der Kollegenschaft sie abstoßen müssen. Für die Elite unserer Schuljugend die Elite der Lehrer — das wäre die ideale Forderung! Aber wie soll die erfüllt werden, wenn jedes kleine Landstädtchen sein eignes Gymnasium, sein Realgymnasium oder seine Oberrealschule haben will, und jeder kleine

Kaufmann und Handwerker mangels anderer Unterrichtsanstalten genötigt ist, seine Söhne auf solche Schulen zu schicken? Die massenhaften Kinder kleiner Leute, die die höheren Schulen bis Quarta und Terzia, ja selbst diejenigen, die sie bis zur Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst besuchen, hängen wie Bleigewichte am Unterricht und erschweren der Minderzahl der durch besondere Begabung zum akademischen Studium, zu allen höheren Berufen Auserwählten den natürlichen Fortschritt in einem Grade, der ihnen oft genug die Lust am Lernen verleidet. Für diese viel zu vielen müssen eben auch viel zu viel Lehrer da sein, viel mehr als es wirklich gute Lehrer jemals geben wird und kann. Soll es also besser werden in der deutschen Schule überhaupt, soll das Bildungsniveau der Lehrer wie der Schüler so hoch gehoben werden, wie unsere Zeit es gerechtermaßen verlangen kann, so muß zuvor einmal die Zahl der zum akademischen Studium unmittelbar vorbereitenden Mittelschulen ganz erheblich eingeschränkt, dann aber die Stellung der Lehrer an diesen Schulen materiell wie ideell auf ein sehr viel höheres Niveau gestellt werden. Wenn zur Verbesserung der Lehrergehälter die Mittel der Staaten und Gemeinden nicht ausreichen, so muß an die Einsicht der Höchstbegüterten appelliert werden. Zuwendungen, Vermächtnisse, die heute allen möglichen wohltätigen Zwecken zufließen, wären viel besser angebracht

zu dem erhabenen Zwecke, unserer Jugend die bestmöglichen Lehrer zu geben: Gentlemen im feinsten Sinne des Engländers, Idealisten im tiefsten Sinne des Deutschen müßten die sein! Gibt es eine bessere Kapitalanlage für denkende Menschen?

Um nun die soziale Stellung, das gesellschaftliche Ansehen des Standes zu heben, gibt es auch wohl ein Mittel, das mit der Zeit sicheren Erfolg verspricht: Der Staat nötige alle jungen Gelehrten, die sich der Lehrtätigkeit an der Hochschule widmen wollen, von der Pieke auf zu dienen, indem er niemanden zur Habilitation zuläßt, der nicht vorher an einer höheren Schule mehrere Jahre unterrichtet hat. Ohne pädagogische Fähigkeiten, ohne Rednertalent richtet ja auch ein Universitätslehrer nichts Rechtes aus, also können ihm solche Lehrjahre nur zum eignen Besten dienen. Und außerdem wird vielen jungen Gelehrten eine anständig bezahlte Lehrerstellung lieber sein als der Privatdozententitel ohne Einnahmen. Und hochbegabte junge Gelehrte, die heute wegen Mangel an eignen Mitteln auf die Universitätskarriere verzichten müssen, würden so in die ihnen zukommende Stellung gelangen. Die gelehrte Mittelschule und die Hochschule müßten in der Wertung innerhalb der Beamtenschaft offiziell gleichstehen und die höhere Lehrerlaufbahn vom Hilfslehrer an der Realschule oder am Gymnasium bis zum ordentlichen Professor an der Universität aufsteigen. Mit der Aussicht,

es so weit bringen zu können, würden sicherlich viele und nicht die geringsten Kräfte des Gelehrtennachwuchses, soweit ihre Fachwissenschaft für die Schule in Betracht kommt, gern eine solche Laufbahn einschlagen. Es werden ja auch heute schon, wenngleich selten, Gymnasiallehrer, die sich durch wissenschaftliche Arbeiten ausgezeichnet haben, an die Hochschulen berufen, aber das sind doch nur Ausnahmefälle, die von der Allgemeinheit nicht viel anders empfunden werden als etwa die Beförderung altgedienter Feldwebel zu Leutnants. Von solchen seltenen Beispielen verlockt, tritt wohl kein gemeiner Soldat freiwillig ins Heer ein; in der Napoleonischen Armee konnte es aber wirklich jeder zum Marschall bringen — daher der unvergleichliche élan dieser Truppen. Der gleiche élan stellt sich überall ein, wo dem gesunden Ehrgeiz, dem ächten Idealismus ein hohes Ziel winkt, zu welchem nicht blinder Zufall oder die Willkür der Protektion, sondern eignes Verdienst und die Vernunft einer gerechten Obrigkeit hinführen müssen.



Der Kulturwert des Witzes.

(1907)

ꟼ



Es ist noch keine hundert Jahre her, seit der Deutsche Anstrengungen macht, witzig zu werden. Ja, sogar der Begriff des Wortes „Witz“ in unserem heutigen Sinne, als komische Pointe, ist etwas ganz Neues in unserem Sprachgebrauch. Von dem alten Begriff ist kaum mehr als das eine Wort „Mutterwitz“ übriggeblieben. „Ein witziger Kopf“ hieß so viel als ein mit rascher Auffassungsgabe, mit spielerischer Phantasie bei klarem Verstande, ein mit allerlei praktischen Geschicklichkeiten begabter Geist. Einen witzigen Kopf nannte man zum Beispiel auch einen technischen Erfinder; aber in jenem Witz, d. h. in jener Form des subjektiv Komischen, die, nach einer beliebten Definition, wesentlich in der prägnanten Auflösung einer konventionellen Vorstellung durch den Schein eines inneren Widerspruchs besteht, zeichneten sich nur ganz vereinzelte Deutsche aus (z. B. Lichtenberg). Die Späße unserer Altvordern waren äußerst plumper Natur. Das Salz der geselligen Unterhaltung unter dem belebenden Einfluß des Alkohols

war die Zote, und der Witz der freiwillig komischen Literatur will unsern Geschmack entweder hahnebüchen grob und schmutzig, pedantisch verziert oder aber herzlich schal und rührend einfältig bedünken. Schiller kommt uns in seinen sämtlichen Dramen nur ein einziges Mal witzig, und da kopiert er den berühmten groben Barfüßer Abraham a Santa Clara! Goethe schnitt der deutschen Sprache den Rokokozopf ab und fand in seiner früheren Lyrik den Eigenton wieder, nach dem der deutsche Schnabel gewachsen ist. Seine Lehrmeister waren das deutsche Volkslied, die ungelehrten Biederleute vom Schlage des Hans Sachs und des Götz von Berlichingen, die urwüchsige Kraft der Lutherbibel. Aber witzig war er nicht.

Es war Heinrich Heine, der den Witz in die deutsche Literatur einführte und der damit zum Ahnherrn unseres Feuilletons und unserer Witzblätter wurde. Der Stil seiner Reisebriefe brachte einen gänzlich neuen Ton in die deutsche Prosa. Während der Zeit der Aufklärung war selbst das deutsche Phlegma kitzlich geworden, die berühmte Ironie der Romantiker hatte ebenfalls vorgearbeitet — und nun wußte der Heinesche Witz an alle empfindlich gewordenen Stellen so neckisch zu rühren, daß dem deutschen Publikum vor Gekicher die Augen übergingen. Wer bisher unter den Literaten als ein witziger Kopf gegolten hatte, der bemühte sich nun, es durch krampfhafte

Dressur auch zum Witzbold zu bringen. Im Umsehen beherrschte semitischer Witz den literarischen Markt, semitische Federn die Tagespresse, während es den germanischen Köpfen erst in den folgenden Generationen, wenn auch nicht eben häufig, glückte, in dem importierten Gewande leidlich gute Figur zu machen. Heute, also achtzig Jahre nach dem Erscheinen der Reisebilder, sind sich die Deutschen kaum mehr bewußt, daß jener neue, witzige Vortragstil unserer Rasse durchaus fremd ist.

Der orientalische Witz hat sich in ein paar Jahrzehnten durchzusetzen vermocht. Er hat unseren Geschmack so stark beeinflußt, daß für die überwältigende Mehrheit selbst unseres sogenannten gebildeten Publikums fast die gesamte vorheinesche Prosa, einschließlich der Goetheschen Romane, schier ungenießbar geworden ist. Der gebildete Normalmensch gibt das zwar nicht zu, aber es ist eine Tatsache. Unmöglich ist das alte deutsche Tempo des Vortrags geworden, unmöglich die gelehrte Wichtigtuerei, unmöglich die Knüttelsatire, unmöglich das Sauglockengeläut deutscher Spaßmacherei.

Es ist kein Zweifel, daß dieser neue Stil auch wirklich der Stil der neuen Zeit sei; denn es ist keine deutsche Zeit mehr, in der wir leben, es ist eine Weltzeit im Hereinbrechen. Unsere Bildung prunkt mit Fetzen aus allen Gebieten des Wissens, unser Geist findet seine Tafel stets so reich besetzt,

daß er zu ruhiger Verdauung des Genossenen nicht mehr Zeit findet, sondern zu Abführmitteln greifen muß, um Platz für neue Fülle zu schaffen. Und man braucht diese flüssige Bildung nicht mehr mühsam aus tiefen Brunnen zu schöpfen, sie quillt reichlich aus dem Küchenhahne jeder städtischen Wasserleitung. Der Literat, der Journalist, der sich vom Kleinverschleiß dieser Bildung nährt, muß, um Käufer anzulocken, seine Auslage schon ganz besonders reizvoll herrichten. Und das Raffinement des feuilletonistischen Witzes hat sich naturgemäß auch auf die höheren literarischen Formen übertragen müssen. Von dem kostbarsten Gedankeninhalt wird ohne Bedenken dem Facettenschliff die Hälfte des Karats geopfert. Auf der anderen Seite wird heutzutage für Geschäftsreklame und niedrigste Unterhaltung mehr Witz verschwendet, als vordem für ein ernstes Kunstwerk oder eine bedeutende wissenschaftliche Darstellung für nötig gehalten wurde. So ist es gekommen, daß der Literat, als Witzkopf von Profession, überall das erste und womöglich auch das letzte Wort zu sprechen hat. Epochemachende Entdeckungen bedürfen eines geschickten Feuilletons, damit ihre Bedeutung von der Allgemeinheit gewürdigt werde. Ein boshafter Witz, an weithin sichtbarer Stelle losgelassen, kann die Arbeit eines Lebens vernichten. Ein paar geistreiche Zeilen eines guten Freundes können einer absoluten Nichtigkeit zu kurzem Glanze ver-

helfen, und ein hartnäckig fortgesetzter witziger Widerspruch kann die öffentliche Meinung umkehren.

Was Wunder, wenn in unserer vertrackten Zeit die Feuilletonkunst auch zur Hebamme aller geistigen Mißgeburten geworden ist! Es gibt keinen Aberwitz, keine Geschmacklosigkeit, keine Frechheit, die nicht durch einen witzigen Literaten in die Mode lanciert werden könnte. Die ergötzlichsten Beispiele hierfür haben wir neuerdings auf dem Gebiete der bildenden Kunst erlebt. Unsere Ausstellungen, vornehmlich die der Sezessionen, wimmeln von unerhörten Scheußlichkeiten, hilflosen Versuchen unfruchtbarer Spintisierer und frechen Schmierskizzen von Nichtkönnern; aber jeder dieser sonderbaren Herrschaften hat begründete Aussicht, für einige Zeit berühmt oder sogar zum Haupt einer Schule erklärt zu werden, falls er so glücklich ist, einen witzigen Kunstschreiber zum Freunde zu haben. Die literarischen Herolde solcher sonderbaren Kunsthelden üben, wenn sie einigermaßen bedeutende Blätter zur Verfügung haben, ein wahres Schreckensregiment aus. Die Professorenschaft der Wiener Universität mußte sich für eine kulturlose Rotte blöder Trottel erklären lassen, weil sie die allegorischen Gemälde des Herrn Klimt nicht in ihrer Aula aufhängen, weil sie ein knickebeiniges, skelettdürres Frauenzimmer mit widerlichen Hängebrüsten und idiotischem Gesichtsausdruck nicht für

eine dem Ideal unseres Jahrhunderts entsprechende Verkörperung der Philosophie ansehen wollte. Die witzige Kunstkritik hob natürlich (zum Teil erst infolge jener Ablehnung der Professoren) den Meister Klimt auf den Schild und erklärte nicht nur seine Figurenmalerei, sondern auch seine Ornamentik, in die er die stilisierte Pestbeule mit Perlmutter inkrustiert und mit goldenen Kringeln umschrieben, eingeführt hat, für das Letzte, Tiefste, Feinste modernen Kunstempfindens. Ähnliches wie bei Klimt haben wir schon früher bei Beardsley und bei Jan Toorop erlebt. Jedesmal haben sich zunächst einige todernste Hohepriester der Verrücktheit unter die lachende Menge begeben und es gewagt, ihr ins Gesicht zu höhnen — und regelmäßig hat sich's die Menge gefallen lassen, und die Snobs haben allerschleunigst die große Schwenkung vollzogen und mit düsterernsten Mienen tiefes Verständnis geheuchelt, wo sie eben noch zynische Kalauer kolportiert hatten. Und regelmäßig hat sich auch der junge Nachwuchs des Schreibervolkes wie die hungrigen Raben auf das duftige Aas solcher neuen Verrücktheit gestürzt. Auf keine Weise läßt es sich in dieser Zunft leichter und schneller zu Ansehen kommen als dadurch, daß man sich als einen der Erlesenen ausweist, die den tiefsten Sinn in dem erkennen, was der blöden Masse Unsinn deucht. Es ist oft schwer auseinanderzuhalten, ob der Künstler den Literaten oder

der Literat den Künstler zuerst verrückt gemacht habe. Auch von diesem letzteren Zustand haben wir traurige Beispiele erlebt. Der Maler Trübner, ein solider Könner, ließ sich von dem blendenden Kunstgefasel jener ganz sublimen Literaten einreden, daß er gänzlich umlernen müsse, um wahrhaft modern zu werden — und jahrelang sahen wir diesen trefflichen Künstler sich mit unsinnigen Experimenten herumquälen! Max Liebermann, ein vorzüglicher Könner dessen, was andere früher schon ebensogut oder besser gekonnt haben, wurde zum Dalai Lama der wahrhaft modernen deutschen Malerei (soweit sie nach Berlin gravitiert) ausgerufen, weil er die besten Beziehungen zu den witzigsten, einflußreichsten Kunstschreibern zu unterhalten verstand.

Es ist ganz natürlich, daß just auf dem Gebiete der Kunstkritik der Witz des Literaten die schönsten Orgien feiern kann; denn über ein Bildwerk, das ich nicht sehe, über ein Musikstück, das ich nicht höre, kann mir doch schließlich niemand etwas mein Verständnis Bereicherndes erzählen. Der Witz des Kritikers jagt ohne Kontrolle über Hecken und Gräben dahin, und sein Feuilleton wird für den Leser um so amüsanter ausfallen, je weniger er sich an seinen Gegenstand hält. Es ist ganz gleichgültig, worüber so ein Witzkopf schreibt, wenn er nur verblüffend originell zu sein und recht viele, scheinbar ganz fernliegende Beobachtungen

überraschend einzuflechten versteht. Unsere bestredigierten Zeitungen, wie etwa die Frankfurter Zeitung und die Neue Freie Presse, besitzen Feuilletonkorrespondenten, die in der Kunst des Drumherum- und Dranvorbeiredens ganz Erstaunliches leisten. Von dem Gegenstand selbst ist manchmal kaum in zwei oder drei Zeilen die Rede. Er bildet nur die Papphülse für den Feuerwerkssatz. Das sprüht und blitzt in blendenden Funken und leuchtenden Farben, und zum Schluß fliegt mit einem Knall die Papphülse davon und bleibt unbeachtet irgendwo im Straßenstaub liegen. Als Tertianer auf der Latina in Halle an der Saale verfiel ich, um mein schmales Einkommen zu verbessern, auf ein seltsames Auskunftsmittel. Ich ging nämlich Geldwetten ein, daß ich den deutschen Aufsatz mit irgendeinem zu der gestellten Aufgabe in keinem ersichtlichen Zusammenhang stehenden Worte eröffnen würde. Ich erinnere mich eines Aufsatzes, ich glaube, es war über den Charakter der Thekla im Wallenstein, den ich mit den Worten „Das Krokodil im Nil“ beginnen sollte. Ich gewann die Wette und bekam außerdem drei Stunden Karzer. An diesen Bubenspaß muß ich oft denken, wenn ich moderne Feuilletons lese. Sie nehmen sich wirklich oft wie das Resultat einer scherzhaften Wette aus.

Daß eine Zeit, welche für ihre große Kulturaufgabe so riesige geistige Anstrengungen aufwenden

muß, auch eine besondere Vorliebe für die leichten Spiele des Geistes haben wird, ist sehr begreiflich. Und als einen Kulturfortschritt können wir es gewiß begrüßen, daß heute der witzbegabte Feuilletonist bessere Aussichten hat, rasch vorwärts zu kommen, als der wüste Schimpfbold, der Entrüstungsfex oder der parfümierte Süßmeier. Freilich verführt die Jagd nach dem Witz jeden, der nicht in der Lage ist, sorglos ein großes Vermögen an dieser Gottesgabe zu verschwenden, zu Anstrengungen, die oft genug auf Kosten des sittlichen Charakters gehen. Um eine glänzende Pointe für ein Feuilleton verrät ein solcher Mensch Freundschaft, Liebe und fromme Scheu. Weil man tatsächlich imstande ist, vermittelst pikanter Wortsaucen selbst Schuhsohlen und Fliegenschwämme schmackhaft zu machen, bekommt die Sauce sehr vielfach das Übergewicht über das Fleisch. An den Saucen verdirbt man sich aber bekanntlich am ehesten den Magen. Die neurasthenischen Mägen unserer Zeit scheinen sich immer mehr darauf einzurichten, das Surrogat dem natürlichen Nährstoff vorzuziehen, daher denn der Humbug, zu deutsch Mumpitz, eine so außerordentliche Rolle spielt. Es wäre noch ganz erträglich, wenn allein das Vergnügen am blendenden Feuerwerk des Witzes unsere jungen Künstler verführte, sich von ernsten Gegenständen und vom pathetischen Stil abzuwenden, aber leider verkleidet sich die moderne Lust am

Mumpitz auch in das priesterliche Gewand. Die Feierlichkeit ist der Witz der Schwerblüter. Unsere Künstler gockeln (so möchte ich kokettieren verdeutschen) um die Muse in den gesuchtesten Vermummungen herum: als Primitive, als Mystiker, als Satanisten, Sadisten, Tribaden — ja selbst Infantilismus und Idiotismus wird von ganz Gescheiten vorgetäuscht. Je toller der Gegensatz solcher Mummerei zu der natürlich erscheinenden Kulturentwicklung, desto schärfer die Antithese — desto besser also der Witz. Es sind auch in dieser Beziehung immer wieder die Literaten die Pfadfinder und Wegweiser, die unermüdlichen Bearbeiter des Publikums, die listenreichen Snobfänger. Selbstverständlich gehört Witz dazu, um die feierliche Langeweile und den traurigsten Stumpfsinn harmlosen Leuten als neueste Kunstoffenbarungen aufzureden. Es wäre ganz unmöglich, daß ein modernes, sogenanntes gebildetes Publikum mit ehrfurchtsvollen Mienen durch gewisse moderne Ausstellungen pilgerte, in gewissen kostbar ausgestatteten Büchern blätterte oder gewissen dunkeln, dickflüssigen Musiken lauschte, wenn nicht die fleißigen Witzbolde ihm vorher den Respekt vor diesen Dingen suggeriert hätten.

Der Witz des Literaten begnügt sich aber nicht mit solchen verhältnismäßig leichten Stoffen auf dem Gebiete der Kunstkritik und des graziösen Feuilletons. Er wagt sich auch an die höchsten

Probleme der Wissenschaft heran, er überglänzt die Kunst aller Diplomaten auf dem Gebiete der Politik und versucht sich sogar als Religionsstifter. Was Wunder, daß Nietzsche zum Abgott aller Feuilletonisten geworden ist, da doch die Haupttätigkeit des Witzes im Umwerten aller Werte besteht! Was der Genius der jüdischen Rasse durch seinen liebenswürdigsten Propheten, Heinrich Heine, begonnen, das hat der dionysische Tänzer Nietzsche dadurch vollendet, daß er die Parole von der Umwertung aller Werte in die Köpfe schleuderte. Seitdem ist es zur Lebensregel jedes geistreichen Kopfes geworden, jeder Behauptung ein zuversichtlich lächelndes „Ich werde Ihnen das Gegenteil beweisen“ entgegenzusetzen. Nietzsche gedachte Götzen zu zertrümmern und der Welt ein neues Ziel zu setzen: den Übermenschen. Zunächst aber haben sich, scheint's, nur die Feuilletonisten, die impotenten Künstler und die spitzfindigen Juristen seine Lebensarbeit auf ihre Weise zunutze gemacht.

Die schlimmste Folge dieser Vorherrschaft des Witzes ist wohl die, daß das unauffällige, solide Können es dadurch schwer hat, sich durchzusetzen gegenüber der eitlen Nichtigkeit, der es nur ums Auffallen zu tun ist. An dem gänzlich Absurden wie an dem auffallend Vertrackten ist es leicht, seinen Witz zu üben; aber über das schlicht Meisterliche, jedem gesunden Verstande Begreifliche und gesunden Sinnen Erfreuliche ist es recht schwer,

etwas Verblüffendes zu sagen. Darum schweigen gerade die witzigsten Literaten von solchen Dingen, seien es nun Kunstwerke oder sonstige wertvolle Kulturtaten, und die Zeitungsleser erfahren nichts davon. Das ist sicherlich ein großer Schaden und die letzte Ursache davon, daß heute die Allgemeinheit, insonderheit die der großstädtischen Kultur mitläufer, an die einfachsten und wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens einen so gänzlich falschen Maßstab anzulegen pflegt. Der heitere Ernst des reifen, denkenden Menschen wird durch die heute beliebte feierliche Maskerade keineswegs ersetzt. Sicherlich möchten wir nicht das Vergnügen am Witz, am geistreichen Gedankenspiel aus unseren modernen Kulturerrungenschaften herausstreichen, um aus eitel Rassenstolz in die geistige Schwerfälligkeit unserer Vorfahren zurückzusinken; aber anderseits kann uns doch das Vergnügen am Witz nicht für den Mangel so vieler besserer und unserm Wesen natürlicherer Freuden entschädigen. Der beste Witz kann einen nicht darüber trösten, daß einem der Humor ausgeht!

Ist aber dieser Zustand unabänderlich? Ist es das letzte Raffinement unserer Kultur, sich von schwerer geistiger Anstrengung am geistreichen Mumpitz zu erholen? Ich glaube nicht. Die Karikatur ist gewiß ein bedeutsames und interessantes Kulturdokument, und diese unsere Blütezeit des Literatenwitzes hat in der Karikatur einer Kultur

wirklich Hervorragendes geleistet — damit dürfte aber auch ihr positives Verdienst erschöpft sein. Anders kann es jeden Tag werden. Es braucht nur eine große Katastrophe uns gehörig durchzurütteln oder ein gewaltiges neues Ideal mit eins alle deutschen Herzen höher schlagen zu lassen, dann wird urplötzlich der bloße Witz zu einem Verbrechen werden — und der Feuilletonist, dem sein Leben lieb ist, wird schleunigst andere Saiten auf sein Instrument ziehen müssen. Aber vorläufig schwelgen die geistreichen Oberförster des deutschen Blätterwaldes noch in lieblicher Friedenssimpelei, und unsere Ölgötzen sind äußerst freigebig mit Petroleum, um es auf die Wogen zu gießen, wo immer sie ungemütlich zu branden beginnen. Also wird es wohl noch eine gute Weile bei gegenwärtiger geistreicher Vergnüglichkeit sein Bewenden haben.



Roms Rache — oder der Segen des Christentums.

(1907)

T



Von allen germanischen Völkern scheinen wir Deutschen die geringste Eitelkeit zu besitzen; wie käme es sonst, daß wir bis auf den heutigen Tag es uns ruhig gefallen ließen, unsere heidnischen Vorfahren als rohe Barbaren uns vorstellen zu lassen, die erst durch die Berührung mit römischer Kultur und durch das Christentum aus dem Urzustande allmählich emporgehoben wurden? Wir haben uns, ohne daß bisher energischer Widerspruch dagegen erhoben wurde, daran gewöhnt, unsere Geschichte, unsere Kunst, unsere Literatur, unser gesamtes Handeln und Denken vom Standpunkte des christlichen Deutschen aus zu beurteilen, ohne daran zu denken, daß dieser christliche Deutsche noch kein volles Jahrtausend existiert. während der heidnische Deutsche doch schon viele, viele Jahrtausende der Entwicklung hinter sich hatte. Selbst die Wissenschaft macht sich dieses Mangels an nationaler Eitelkeit, die man aber auch sehr wohl sträfliche Oberflächlichkeit nennen kann, schuldig.

Und die Schule weiß der deutschen Jugend bis auf den heutigen Tag vom eigentlichen Wesen unserer Vorfahren, von ihrer Weltanschauung und ihrer Kultur nicht viel mehr zu berichten als etwa von der der amerikanischen Rothäute, während sie ihr andererseits die Geschichte der alten Juden und des merkwürdigen kleinen Griechenvolkes in jahrelangem Bemühen als ein wichtiges geistiges Besitztum zu eigen macht. Die Geschichte der Völkerwanderung wird z. B. in wenigen Stunden abgemacht und ist als ein schwieriges Kapitel bei der Schuljugend auch entsprechend unbeliebt. Die Begeisterung und pädagogische Bemühung um die deutsche Geschichte setzt erst bei Karl dem Großen ein — und dieser blutige Scherge Roms wird als Verbreiter des Christentums, als Licht und Kulturbringer in den höchsten Tönen gepriesen!

Warum lernen wir nichts von der Geschichte der heidnischen Deutschen? — Weil wir sehr wenig davon wissen. — Warum wissen wir so wenig davon? — Weil uns die Dokumente fehlen. — Warum fehlen uns die Dokumente? — Weil sie das römische Christentum zerstört hat. — Und warum tat es das? — Weil es seine triftigen Gründe hatte, die germanische Geisteskultur tödlich zu hassen.

Die antiken Römer auf der Höhe ihrer Macht waren doch in ihrer Art tolerant genug. Sie saugten zwar die eroberten Provinzen wirtschaftlich aus

und machten ihre Einwohner rücksichtslos zu Sklaven; aber die Götter aller dieser unterjochten Völker ließen sie unbehelligt, ja sie brachten sogar die wunderlichsten Kulte mit nach Rom, wo namentlich in später Zeit die überreizte Neugier ausschweifender Gehirne und im Genuß erschlaffter Nerven ihnen willig Aufnahme gewährte. Die stolzen Römer gingen auch gern bei ihren Sklaven und Freigelassenen in die Schule und ihre besten Köpfe eigneten sich mit Eifer nicht nur die griechische Philosophie, sondern auch alle möglichen und unmöglichen asiatischen und afrikanischen Künste und Wissenschaften an. Auch als Rom christlich geworden war, dachte es zunächst wenigstens nicht daran, den Syrern, Arabern und anderen fremdrassigen Völkerschaften der ehemaligen westlichen Provinzen seinen neuen Glauben mit Gewalt aufzudrängen oder die literarischen und künstlerischen Denkmäler seiner eigenen heidnischen Vergangenheit, seine Tempel und Bibliotheken zu zerstören.

In Germanien ging die Vernichtungswut des römischen Glaubenseifers so weit, daß kein Halgadom vor dem Feuer, kein geweihter Baum vor der Axt und keine Runeninschrift auf Stein oder Holz der gewaltsamen Vernichtung entging. Bis auf die harmloseste Inschrift auf den Tongefäßen, bis auf die eingekerbten Segensprüche, Kalendarien und Rechnungen auf Hausbalken und

Kerbhölzern erstreckte sich der Vernichtungskrieg. — Was anders kann solche fanatische Wut erzeugen als — die Furcht?!

Vor diesen langhaarigen Kraftgestalten, die singend in die Schlacht zogen und sich mit dem Zuruf: „Alaf sal fena!“, d. h.: „Allheil dem Starken!“ begeisterten, und deren Weiber, wenn der letzte Mann gefallen war, noch bis zu ihrem letzten Blutstropfen die Wagenburg verteidigten — vor diesen westlichen wilden Menschen hatten die kampferprobten Legionäre zum ersten Male bleiche Furcht empfunden; diese westlichen Barbaren hatten das römische Weltreich bezwungen, Rom und Byzanz in Trümmer gelegt; ihre gewaltigen Heerkönige, ein Alarich, ein Theoderich, ein Odoaker hatten in den römischen Provinzen und sogar in der ewigen Stadt selber ihre Throne aufgerichtet und als Herrscher nicht nur die starke Faust, sondern auch Weisheit und Gerechtigkeit bewährt. Und was ihnen diese Weisheit und Gerechtigkeit, diese Todesverachtung, diesen Willen zum Sieg verlieh, das war, neben ihrer unverbrauchten Nervenkraft, ihre Weltanschauung, der Unsterblichkeitsglaube des Wuotanismus. Aus ihrem Glauben erwuchsen ihre besten bürgerlichen und persönlichen Tugenden, Recht und Gesetz, Staatsverfassung und Sitte. Und weil die klugen Römer den Urquell der unwiderstehlichen Kraft ihrer Besieger so richtig erkannten, darum trachteten sie mit so

heißem Bemühen danach, ihn gründlich zu verschütten.

Zwar das römische Weltreich existierte nicht mehr, die römische Rasse war degeneriert durch Vermischung mit schier allen Völkern der bekannten Erde; aber der Gedanke des römischen Imperiums war nach wie vor lebendig in den Köpfen der Auserwählten — und diese Auserwählten waren im römischen Klerus zu finden. Die letzten Cäsaren hatten das Christentum aus Staatsraison angenommen, wohl erkennend, daß eine Religion, welche den Wert des Diesseits leugnet, alle Leidenschaften und Begierden abtöten heißt, welche lehrt, dem Übel nicht zu widerstehen, sondern in der Hoffnung auf jenseitige Belohnung alle Kränkungen, alle Not und Ungerechtigkeit der Welt als göttliche Fügung demütig hinzunehmen — daß eine solche Religion die von ihr durchtränkte Menschheit hilflos der rücksichtslosen Willkür des Machthabers ausliefern müsse — sofern nur die Machthaber sich hüteten, selber christlich zu denken und zu handeln! Die Rechnung war zweifellos richtig. Und die Intellektuellen der römischen Dekadence, die politischen Köpfe und skrupellosen Streber hüteten sich wohlweislich, unter die schwärmerischen Asketen der thebaischen Wüste zu gehen oder als Heidenmissionare um die Märtyrerkrone zu ambitionieren. Sie machten sich vielmehr dadurch nützlich, daß sie das System der Hierarchie nach

dem Muster des römischen Imperiums ausbauen halfen und dem Cäsar in der Gestalt des Papstes einen schier gleichmächtigen Nachfolger erstehen ließen. Als aber das Papsttum sich genügend stark fühlte, um seine Kräfte an dem mächtigsten Feinde zu messen, da übernahm es das Racheramt für das zu Boden geworfene Rom, indem es — die Germanen zum Christentum bekehrte. Der hochverehrte heilige Bonifatius holte sich für alle seine Heiligtumsschändungen die Erlaubnis, ja den direkten Befehl von Rom, und der hochverehrte Karl der Große ließ das edelste deutsche Blut in Strömen fließen zu Ehren des Propheten der allgemeinen Menschenliebe, weil ihm der römische Papst tückisch das Hirn vergiftet hatte mit dem Wahn, daß er, der fränkische König, berufen sei, aus der Hand der Kirche den Purpur des römischen Imperators zu empfangen. Und dieses Gift hat Jahrhunderte hindurch in den Köpfen deutscher Könige nachgewirkt, unsägliches Leid über das Land gebracht und urdeutsches Wesen kläglich vernichtet. Das war Roms Rache.

Aber die fromme Einfalt der guten Deutschen verehrt bis auf den heutigen Tag jenen englischen Missionar, der sein Vaterland unter die direkte Herrschaft des römischen Episkopates brachte, als einen Nationalheiligen, sieht es als ganz selbstverständlich an, daß seine Vorfahren mit der technischen Kultur auch die Religion der Römer über-

nehmen mußten, gedenkt mit ehrlicher Dankbarkeit der segensreichen praktischen Wirksamkeit der frühesten geistlichen Orden, vornehmlich der Benediktiner, opfert willig Gut und Blut für die Sonderinteressen der Päpste, läßt sich Eidbruch und feigen Meuchelmord gegen die Feinde Roms als eine Gewissenspflicht aufschwatzen und sich erst nach viel hundertjähriger geduldiger Ergebung durch eine gewaltige deutsche Persönlichkeit (Luther) zu dem Versuche aufrütteln, das Joch Roms endlich abzuwerfen. Aber nur ein Teil der Deutschen wagt die Tat und trägt standhaft die Folgen, der andere größere Teil, von den mächtigsten deutschen Fürsten geführt, stürzt sich auf die abtrünnigen Brüder, und in dreißigjährigem Ringen vernichtet dieser wütende Bruderkrieg fast das ganze blühende Land, schneidet die wirtschaftliche und geistige Entwicklung jäh ab und liefert das verelendete Volk abermals für mehrere Jahrhunderte der schmachvollen Ausbeutung durch in- und ausländische Fürsten, seine geistigen Güter der eifernden Pfaffenschaft und dem dünkelhaften Gelehrtentum aus. Dann kommen die glorreichen Waffentaten des preußischen Heeres, kommt die große Zeit einer herrlichen Blüte der Wissenschaften und Künste, und da erfolgt endlich, durch geistesgewaltige Männer erzwungen und unter den Schutz eines preiswürdigen Königs gestellt, die Einigung der deutschen Stämme zu einem neuen Reiche,

das alsbald einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung nimmt und Deutschland eine Stellung als Weltmacht erobert. Aber woher kam der begeisternde Anstoß zur Einigung der deutschen Volksstämme? Nicht „Los von Rom“ hieß das Feldgeschrei, sondern „Wider den Erbfeind!“ Und dieser Erbfeind saß nicht ultra montes, wo ihn der Kenner deutscher Geschichte doch sitzend weiß, sondern nur überm Rhein — der Franzose war es, der allerdings schon des öfteren seine Nase in deutsche Angelegenheiten hineingesteckt, sich in deutschen Landen recht unmanierlich benommen hatte, im allgemeinen aber doch ein gut zu leidender Nachbar und vornehmlich von jeher das Vorbild und der Vermittler jeder Art von feinerer Kultur für uns gewesen war. Die Lichtbringer schlug man aufs Haupt, und der Jubel über diese nationale Großtat hallt bis heute in deutschen Herzen nach, aber in das Parlament des neuen Reiches zogen in dichten Scharen die Sendboten der Finsternis ein und ließen sich in vielen wichtigen Fragen ihr entscheidendes Ja durch Zugeständnisse an den Stuhl Petri abkaufen. Das waren von des Bonifatius' Zeiten an bis auf unsere Tage die Segnungen des Christentums für Deutschland!

Der nachdenkliche Betrachter dieser schmach- und jammervollen deutschen Geschichte wird nicht umhin können, die Frage aufzuwerfen, ob denn der Deutsche ein solches Schicksal nicht am Ende ver-

dient habe durch geistige Minderwertigkeit und vollendete Charakterlosigkeit. Aber auf solche Fragestellung muß mit einem entschiedenen Nein geantwortet werden. Ebenso wenig wie etwa das tief gemütvolle russische Volk seine schändlichen Tyrannen haben die krieg- und wanderfrohen Germanen des früheren Mittelalters die Segnungen des Christentums verdient. In dem einen wie in dem anderen Falle waren es gerade sittlich und intellektuell gute Eigenschaften, die ihnen zunächst eine gewaltsame Abwehr der fremden Weltanschauung verboten. Es hatte nämlich zu der Zeit, als die ersten Sendboten des Christentums in Deutschland zu predigen begonnen hatten, die „Wihinei“, d. h. die exoterische germanische Volksreligion, — Religion, Wissenschaft und Recht in diesem einen Begriff zusammenfaßt — bereits eine derartige Vergeistigung erfahren, daß eine brutale Intoleranz gegen andere Ansichten ihren Bekennern geradezu unmöglich war. Sie hörten also mit philosophischer Ruhe die neue Heilsbotschaft aus dem Osten an und ließen die Stammesgenossen ruhig gewähren, die es mit dem neuen Glauben versuchen wollten. Die Missionare, welche von deutschen Händen den Märtyrertod erleiden mußten, haben dies sicherlich niemals ihrer Lehre zuzuschreiben gehabt, sondern kecken Einmischungen in die Familienverhältnisse und tätlichen Beschimpfungen der Heiligtümer. Als ein weiterer,

sehr wichtiger Umstand kommt hinzu, daß die Deutschen — im Unterschied zu den Galliern z. B. — keinen Klerus besaßen. Die Irmionen oder Armanen, die man im weitesten Sinne als den Lehrstand bezeichnen kann, versahen die priesterlichen Obliegenheiten, aber sie waren dabei wie jeder andere Volksgenosse vom letzten Knecht bis hinauf zum König auch Bauern und Krieger. Der geborene Oberpriester war der König, und jeder Laie, ob Mann oder Weib (die letzteren sogar mit Vorliebe), durfte priesterliche Handlungen vollziehen, wenn seine Volksgenossen ihm die geistige und sittliche Berechtigung dafür zugestanden. Es gab also beim Auftauchen der neuen Lehre keine geschlossene Kaste, welche ihr gegenüber alte Vorrechte, Einkünfte und Machtbereiche zu verteidigen gehabt hätte. Es existierte nirgends ein dokumentarisch festgelegtes Dogma, auf welches etwa diese frei erwählte Volkspriesterschaft vereidigt gewesen wäre. Der eine amtierte im Heiligtum des Wuotan, der andere in dem des Donner, des Ziu, der Freya usw. Wenn ein heiliges Weib sich in innerem Schauen erdentrückt fühlte, so weissagte es völlig ohne Kontrolle irgendeiner geistlichen Behörde, und jedem Volksgenossen stand es frei, sozusagen auf eigene Rechnung und Gefahr zu philosophieren, die alten Symbole nach seinem Gefallen auszulegen. So ist es unschwer begreiflich, daß die neue Heilsbotschaft, so weit sie von wehrlosen Kuttenträgern friedlich dargeboten wurde,

willige Ohren und Herzen fand, so daß es den frommen Bruderschaften, die in Ackerbau, Viehzucht, Gartenkultur, handwerklichen Geschicklichkeiten und Krankenpflege ein Vorbild von in die Augen springendem praktischem Wert gaben, unschwer gelingen mußte, wenigstens im unmittelbaren Bereiche ihres Wirkens aufrichtige Gläubige um sich zu versammeln. Wenn sich in jener frühen Zeit auch Mitglieder des hohen Adels, Grafen und Fürsten bewegen ließen, die Taufe anzunehmen, so werden sie das wohl nur in seltenen Fällen aus innerlicher Überzeugung, sondern zumeist um äußeren Vorteils willen getan haben. Die sittlich wertvolleren Elemente waren jedenfalls jene durch ihre Machtstellung und Intelligenz hervorragenden Deutschen, die sich nicht von ihrem alten Glauben lossagten, weil das Rassebewußtsein in ihnen stark genug war, um instinktiv zu fühlen, daß diese Lehre aus dem Osten etwas dem deutschen Wesen direkt Entgegengesetztes, Urfeindliches in sich barg. Und als dann endlich die fürchterliche Zwangsbekehrung erfolgt war und bis etwa zum Jahre 1000 sämtliche germanischen Stämme die Wasser- oder auch die Bluttaufe empfangen hatten, da waren und blieben auf Jahrhunderte hinaus die treuesten Bewahrer des alten Glaubens jene eigentlichen Intellektuellen, die Dichter und Künstler. Die Zunft der Spielleute war es, die das Geheimwesen der alten Skaldenschaft treulichst bewahrte, unverfälschtes

deutsches Wesen in ihren Melodien erklingen ließ, die tiefgründigen Symbole der alten herrlichen Naturreligion in ihren Märchen und Sagen lebendig erhielt. Und die bildenden Künstler, vor allem die gewaltigen Baumeister des romanischen und gotischen Mittelalters, die Wappenherolde und Schildmaler erhielten das vieldeutige Geheimnis der Runen in ihren Schnörkeln, Ornamenten und Wappenfiguren lebendig und pflegten in ihren Bauhütten, hinter allerlei wunderlichem Wesen verborgen, das Andenken an die heidnische Religion der Vorfahren. Und endlich war es das heimliche Gericht, die Feme, das unabhängig von römischem und kanonischem Recht, von weltlichen und geistlichen Gerichtshöfen, unsichtbar und doch schier allgegenwärtig seines Amtes waltete und strenge Gerechtigkeit aus dem Rechtsbewußtsein des Volkes heraus, ohne einen anerkannten Kodex aus Urväter-Überlieferung her übte. Und daher der grimmige Haß des römischen Klerus gegen diese Feme, gegen diese frei Spielmannszunft, die er am liebsten für gänzlich vogelfrei erklärt und der Mordgier jedes betrunkenen Schandbuben ausgeliefert hätte, daher endlich bis auf den heutigen Tag die grimmige Wut wider die Erben des alten Bauhüttenwesens, die Freimaurer.

Der Schluß, daß der römische Klerus alle Erinnerungen an den nationalen Glauben nur deshalb mit solch fanatischem Haß zu vernichten bestrebt

gewesen sein könne, weil er die überragende geistige Potenz dieses alten Glaubens erkannt oder doch wenigstens dunkel empfunden habe, dürfte doch wohl als zwingend anerkannt werden. Wie gelangen wir nun aber dazu, uns eine einigermaßen richtige Vorstellung von dem tiefsten Wesen altgermanischer Weltanschauung und Ethik zu machen, da doch die Quelle bis auf die altnordischen Skaldenlieder verschüttet und die Überlieferung von frühesten Zeiten an durch den römisch-kirchlichen Einfluß so getrübt worden ist, daß bis auf den heutigen Tag selbst freidenkende, ja sogar antiklerikale Deutsche kritiklos jene althergebrachten Meinungen über den barbarischen Zustand unsrer heidnischen Vorväter in ihren Lehrbüchern und selbst in wissenschaftlichen Arbeiten ruhig weiter fortpflanzen? Trotzdem man es schon im Julius Cäsar lesen kann, daß z. B. die alten Helvetier (richtig Helfetsen) zu seiner Zeit Rechnungen in einer Schrift, die der griechischen ähnlich war, gehabt haben, kann man heute noch in den gebräuchlichen Lehrbüchern und in den gut redigierten Konversationslexicis lesen, daß die Runenschrift, mit Ausnahme des Zeichens für den th-Laut, den die Römer nicht hatten, von diesen den Deutschen gebracht worden, also nur eine korrumpierte Lateinschrift sei. Und ebenso geschieht bis auf den heutigen Tag nichts, die deutsche Jugend von der klerikalen Überlieferung zu befreien, daß die vorchristlichen Ger-

manen blinde Heiden, d. h. Götzendiener gewesen, die über die niedrigsten Gottesbegriffe nicht hinausgekommen wären und erst durch die Sendboten Roms eine Ahnung von höheren Anschauungen bekommen hätten. Und das wird gelehrt und geglaubt, obwohl im neunten Kapitel der „Germania" des Tacitus zu lesen steht, daß „es den Anschauungen der Germanen von der Hoheit der Himmlischen nicht entspricht, sie zwischen Mauern einzuschließen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen anfertigen, daß vielmehr Wälder und Haine ihre Tempel sind, in welchen sie unter den Namen verschiedener Götter jene unerforschliche Macht anzurufen, die sich ihnen einzig in der Anbetung offenbart." Die reiche Quelle der Belehrung über die heidnische Vorzeit, die uns in der altnordischen „Edda" sprudelt, scheint nur wenige Fachgelehrte zu interessieren, obwohl diese Liedersammlung das einzige schriftliche Dokument urgermanischen Geistes ist und darum uns Deutsche just so viel angeht wie die Skandinavier und Engländer. Aber was weiß auch selbst der hochgebildete Deutsche von der „Edda"? Höchstens daß er in seiner Jugend übersetzte Auszüge aus den Heldenliedern, aus der Thidrekssaga u. a. gelesen hat. Daß die mythologischen und philosophischen Eddalieder bei der Allgemeinheit der Gebildeten so wenig Teilnahme finden, ist nun allerdings entschuldbar, denn sie sind äußerst dunkel und schwer

verständlich, so daß selbst der Gelehrte, der die altnordische Sprache beherrscht, diesen Texten gegenüber aufs Rätselraten angewiesen ist. Von jeher haben die germanischen Völker, die Deutschen ebensowohl wie die alten Isländer es geliebt, ihr Wissen und Denken mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umhüllen, für alle schwierigen Begriffe Symbole zu setzen und zwischen den Wissenden, den Erleuchteten und der großen Masse der Laien eine schier undurchdringliche Dornenhecke aufzurichten durch Anwendung von Geheimworten und Geheimzeichen. Die Runenschrift war nicht nur eine Buchstabenschrift, wozu sie erst in späterer Zeit durch den profanen Gebrauch wurde, sondern ursprünglich wohl eine Silbenschrift, und da das Germanische wie alle Ursprachen einsilbig war, in allerfrühesten Zeiten sogar eine Wortschrift. Und der Stabreim scheint sich aus dieser urgermanischen Freude am Rätselspiel entwickelt zu haben, indem nämlich der mehrfach wiederkehrende und im Vortrag stark betonte Anfangsbuchstabe durch die vielsinnige Wortbedeutung des Namens dieser Runen auf den für die Wissenden versteckten tieferen Nebensinn der Verse hinwies. Nun ist es erst in allerjüngster Zeit einem ausgezeichneten Philologen und überaus phantasiereichen Gelehrten gelungen, dieses Geheimnis der Runen, wenn auch nicht endgültig und einwandfrei zu lösen, so doch in einer Weise aufzuhellen, daß auf die dunkelsten Edda-

lieder ein ganz neues Licht fällt. Und nach den ganz neuen Grundsätzen, die dieser Gelehrte aufstellt, offenbart sich uns in dem gesamten altgermanischen Denken und Fühlen, in den religiösen Vorstellungen wie in Sitten, Gebräuchen, Rechtsanschauungen eine Folgerichtigkeit und eine Gedankentiefe, die nur höchste Bewunderung auslösen kann. Dieser Gelehrte ist Guido von List in Wien, und seine beiden jüngsten Schriften, die für die Frage der Weltanschauung unserer heidnischen Vorfahren zumeist in Frage kommen, sind erschienen in der „Neuen methaphysischen Rundschau“ und jüngst auch in Buchform im Verlage von Paul Zillmann in Groß-Lichterfelde bei Berlin und betiteln sich „Das Geheimnis der Runen“ und „Von der Armanenschaft der Arier“. Wer sich ernstlich für die Geistesgeschichte unserer Vorfahren interessiert, darf an diesen wie an den früheren Schriften Guido von Lists „Vom Wuotanismus zum Christentum“, „Die Sage vom heiligen Graal“, „Zauber und Zauberglaube“ nicht achtlos vorübergehen. Und ungelehrte Leute, die mit weniger Mühe ein anschauliches Kulturbild unserer heidnischen Vorzeit in sich aufnehmen wollen, werden aus den Romanen Guido von Lists „Carnuntum“ und „Pipara“ mehr lernen als aus den Romanen Felix Dahns.

Lists „Geheimnis der Runen“ geht von der Deutung des mystischen Eddaliedes „Runatâls

thattr Odhins“ (Wuotans Runenkunde) aus, welches die achtzehn Runen der früheren Epoche unzweifelhaft in ihrer geheimen Bedeutung als Heilszeichen im Sinne der späteren Zaubercharaktere oder Geistersigille anwendet. Seine Ausdeutung der Wurzelworte, als welche die Namen der Runen im altnordischen Futhark angeben (Futhark = A B C, nach den ersten sechs Buchstaben F u t h a r k) ist überaus phantastisch und geistvoll. Ein Beispiel nur: Die vierte Rune a s geheißen, schließt in sich die Wortstämme as, os, ask und ast, d. h. Ase, Mund, Enstehung, Esche und Asche. Der dazugehörige Vers des Liedes lautet:

Ein viertes noch weiß ich, wenn man mir wirft
Arme und Beine in Bande:
Alsbald ich es singe, alsbald kann ich fort
Vom Fuße fällt mir die Fessel,
Die Haft von den Händen herab.

Dazu Lists Erklärung: „Der Mund, die Macht der Rede, die durch die Rede wirkende geistige Macht (Suggestionsgewalt) zersprengt die körperliche Fessel und gibt die Freiheit. Sie besiegt selbst jene Sieger, die nur mit körperlicher Macht Vorteile erringen und vernichtet alle Gewaltherrschaft. Darum: D e i n e G e i s t e s k r a f t m a c h t d i c h f r e i.“

Man braucht den Wert eines solchen philologischen Gedankenspiels nicht zu überschätzen, man kann besonders der Beweiskraft etymologischer

Kombinationen sehr skeptisch gegenüberstehen und wird doch anerkennen müssen, daß Guido von List, indem er aus den mehrdeutigen Wurzelworten einen sinnvollen Zusammenhang konstruiert, durchaus im Sinne urgermanischer Denkungsart verfährt. Er beweist uns durch seine Abhandlung in wirklich überzeugender Weise, daß durch das ganze altgermanische Denken hindurch das Bestreben geht, nicht nur die Worte, sondern auch die Begriffe unter den drei verschiedenen Gesichtspunkten des Urd, Verdandi und Skuld zu betrachten, d. h. in den drei Ordnungsstufen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft oder Entstehen, Sein, Vergehen zu neuem Entstehen, und zwar dergestalt, daß je ein Keim-, Urwurzel- oder Stammwort in jeder dieser drei Ordnungsstufen je einen Begriff aufweist.

Durchaus geglückt erscheint auch der Nachweis Lists, daß jene dreispaltige Betrachtungsweise nicht nur in bezug auf Wortdeutung, sondern überhaupt der Betrachtungsweise der Germanen in jeder Beziehung eigentümlich und nicht nur auf die philosophische Spekulation, sondern auch auf praktische Verhältnisse angewendet worden sei, und der geistreiche Gelehrte hätte kaum nötig gehabt‘ seine Annahme, daß in Germanien ebensogut Schulen existierten, wie solche für Gallien historisch bezeugt sind, dadurch zu stützen, daß er auf das häufige Vorkommen des Wurzelwortes ol = Wissen in deutschen Ortsnamen hinweist (Oldenburg, Oldis-

lohe, Oliva, Öls, Olmütz, Ulm usw. usw.) Man weiß ja, wie sehr Ortsbenennungen von gedankenloser Nachahmung abhängig sind, wodurch ursprünglich vielleicht bedeutungsvolle Wurzelworte jeden Gehalt verlieren. Man weiß auch, wie sehr durch die wilde Rechtschreibung früherer Zeiten die etymologische Deutung Irrtümern ausgesetzt ist. Und endlich dürfte wohl auch der Nachweis schwer fallen, daß alle die vielen von List aufgeführten Orte, welche die Wurzel Ol enthalten, bereits zu einer Zeit existiert hätten, wo man die Bedeutung dieser Wurzel noch verstand. Aber man kann, wie gesagt, ruhig einen großen Teil dieser spitzfindigen philologischen Folgerungen preisgeben und doch der Behauptung Lists zustimmen, daß eine so außerordentliche Schärfe des Denkens, eine so folgerichtige Anwendung der Naturerkenntnis auf das geistige und praktische Leben in allen seinen Verzweigungen nicht denkbar sei, ohne die Annahme einer systematischen Schulung der auserwählten Köpfe durch einen hierzu berufenen Lehrstand. Und als diesen Lehrstand bezeichnet er die Armanen (d. h. Sonnenmänner, oder wie sie in späterer Zeit geheißen haben sollen: Semanen — von Cäsar fälschlich Semnonen genannt). List beweist auch, daß die von Tacitus im 2. Kapitel angeführten angeblichen drei Hauptstämme der Germanen, nämlich Ingävonen, Hermionen und Istävonen nicht Stämme, sondern Stände

gewesen seien, als welche richtig Ingfoonen, Armanen und Istfoonen zu schreiben seien, und nichts anderes als etwa unser Nährstand, Lehrstand und Wehrstand bezeichneten. In dieser Dreiteilung finden wir wieder die drei Ordnungsstufen der Entstehung, des Seins oder Waltens und des Vergehens zum neuen Erstehen ausgedrückt. Aus Ingfoonen, d. h. Bauern, bestand und entstand nämlich das ganze Volk; jedermann, gleichgültig ob Gemeinfreier, Fürst oder König, mußte Bauer, d. h. auf dem Boden, der ihn ernährte, seßhaft sein. Grund und Boden war aber unveräußerlich, weder persönliches noch königliches Eigentum, sondern wurde von der Sonne als dem Symbol der Gottheit (Ar) für die Familie zu Lehen genommen und von dem Familienoberhaupt für die Sippe verwaltet. Alle Familienmitglieder sind daher als Nutznießer und Bebauer des Gutes unter der patriarchalischen Leitung des Familienhauptes, ohne jedoch dessen Knechte zu sein. — Die Armanen (Hermionen, Semanen) waren die geistige Blüte des Volkes, mußten aber auch Bauern, d. h. seßhaft sein oder mindestens die Seßhaftigkeit durch die Zugehörigkeit zu einer Sippe begründen. Sie waren die Wissenden, die Gelehrten, die Lenker und Walter des Volkes, in viele Sonderstufen eingeteilt und im eigentlichen Sinne die Regierenden, aus deren Mitte ja auch der hohe Adel und die Könige hervorgingen — die Könige, die auch nicht aus dem

Ingfoonentum ausscheiden konnten, weil sie ja sonst ihre Seßhaftigkeit verloren hätten. Diese Armanen waren daher die Pfleger der „Rita“, in welchem Begriffe Wissenschaft, Religion und Gesetz zusammengefaßt war, also Lehrer, Priester und Richter in einer Person. — Die Istfoonen endlich wurden nur dadurch zu einem besonderen Wehrstand, daß sie die Überzahl der Zuvielgeborenen darstellten. Wenn nämlich die Volksvermehrung innerhalb eines Gaues so weit gediehen war, daß der Boden des Familiengutes (die Almende) die Überzähligen nicht mehr zu ernähren vermochte, so mußten dieselben (und zwar beide Geschlechter) zur Zeit des Frühlingsopfers sich im Haupthalgadom des Volkes der Frühlingsgöttin Ostar weihen und zum Zeichen ihrer Opferung dem Stammesnamen entsagen. Sie empfingen alsdann durch den Spruch eines Sehers oder einer Seherin (Albruna) einen neuen Namen, unter welchem sie, geführt von einem jungen Armanen, der den Herzogstitel erhielt, hinauszogen, um neues Land zu suchen. Die Mädchen zogen mit, weil die Reinerhaltung der Rasse zu den germanischen Urgesetzen gehörte. War also das neue Land friedlich oder mit Gewalt in Besitz genommen, so war auch sofort der neue Staat auf Grundlage der neugebildeten Sippen und der Verteilung der führenden Ämter an diejenigen, die sich inzwischen als die Tüchtigsten bewährt hatten, gegründet.

Es waren also die Istfoonen ganz logisch der Stand der zu neuem Entstehen Vergehenden. Sie vergingen, starben sozusagen als Mitglieder des Stammvolkes im alten Gau und erstanden zu neuem Leben im neu gewonnenen Gau, ohne daß darum der einzelne seines Armanentums oder die Allgemeinheit ihres Bauerntums verlustig gegangen wäre. (Erst in späterer Zeit, als das Vordringen der Römer stete Kampfbereitschaft an den Grenzen erforderte, rekrutierte sich aus diesen Zuvielgeborenen ein eigner, sozusagen berufsmäßiger Wehrstand in unserem Sinne, denn waffenpflichtig waren bei den Germanen alle wehrfähigen Männer.) Die außerordentliche staatenbildende Kraft des Germanentums erklärt sich aus dieser Mission der Istfoonen, in Verbindung mit der hohen Wertschätzung der Rassereinheit, die durch strenge Sexualgesetze, durch die Heilighaltung der Ehe und das hohe Ansehen, in dem die Frauen standen, gewährleistet wurde.

Wir sehen also aus diesem Beispiel, wie die mystische Verehrung der „hochheiligen Drei", „der dreispältig dreieinigen Dreiheit", wie List sagt, in Beziehung auf die Grundlage des germanischen Staates durchgeführt wurde. Ausgegangen ist diese Betrachtungsweise wohl von der Naturerkenntnis, indem sie ihr natürliches Vorbild in den drei Entwicklungsstufen vom Keim durch die Blüte zur Frucht fanden (die Frucht zum Absterben bestimmt, um durch den in ihr verborgenen Samen

den neuen Keim zu entwickeln). Aber die Spekulation ging noch viel weiter und erreichte in konsequenter Anwendung dieses dreistufigen Entwicklungsprinzips eine wunderbare Höhe metaphysischer Anschauung. Ich will versuchen, Guido von Lists geistvolle Ausführung hierüber in möglichster Kürze und Deutlichkeit wiederzugeben.

Die Zweieinheit, Gott und Welt, Geist und Körper, Kraft und Stoff, bildet den Grundton des Alls. Der göttliche Geist durchdringt sowohl das All wie das kleinste Atom in der belebten oder (scheinbar) unbelebten Welt. Darum gibt es in bezug auf alles Leben (nicht nur auf das menschliche allein beschränkt) nirgends beim Entstehen oder Vergehen, bei Geburt oder Sterben eine neue Verbindung oder eine Trennung zwischen Geist und Körper, sondern lediglich Wandlungen in der Erscheinungsform. Also ist auch jede Ichheit Mensch, als Geistkörper unzerstörbar, weil gleichalterig mit dem All, d. h. ohne Anfang und ohne Ende. Die Geburt ist also nicht der Lebensbeginn einer Ichheit und das Sterben nicht ihr Ende, sondern beide nur Beginn und Ende einer vorübergehenden Erscheinungsform der unsterblichen Ichheit. Ein toter Mensch ist deshalb noch lange kein körperloser Geist — den kann es nicht geben, da Geist und Körper ja untrennbar sind — sondern nur eine von der Persönlichkeit entkleidete Ichheit. Ebensowenig ist der tote Leib entgeistigt,

sondern seine Atome, die ihrerseits auch alle Geistkörper sind, gehen nur in andere Erscheinungsformen über, nachdem das sie bisher zusammenfügende Agens sich von ihnen trennte. Das Sterben ist also nur eine Verwandlungsphase im Leben der Ichheit, eine Vorbereitung für die nächste Wiedergeburt. Und diese Wiedergeburt vollzieht sich in jener Geistesebene, welche der erlangten Erkenntnisstufe während des letzten Menschenlebens entspricht. Folglich ist ein Steigen und Sinken der einzelnen Ichheiten möglich, und es gestalten sich diese einzelnen Ichheiten somit ihr künftiges Leben diesseits wie jenseits der Menschheit selber — d. h. also: jedes Individuum ist seines eignen Schicksals Schmied in Zeit und Ewigkeit. Dies Schicksal vollzieht sich unerbittlich: es gibt ebensowenig eine sühnelose Vergebung der Sünden wie eine ewige Verdammnis, da eben alle Ichheiten unablösbare Teile der Gottheit sind, zu der sie am Ende der Zeiten zurückkehren müssen. Die Verheißungen der Leiden und Freuden in den verschiedenen Totenreichen, welche die „Edda“ aufzählt, beziehen sich esoterisch auf die nächsten Wiedergeburten im Menschenleibe, in welchem sich ihr selbstgeschaffenes Schicksal erfüllen wird. Das Mitleiden und die Hilfe anderer Menschen ist aber nicht etwa als Hemmung des Schicksals zu betrachten, sondern vielmehr als Förderung; darum ist es eine Guttat, einer aufstrebenden Ichheit die

etwa verlorene Spur des Weges zu seiner verdunkelten Göttlichkeit wiederfinden zu helfen.

Wie nun alles Leibliche aus Myriaden von Atomen zusammengesetzt ist, deren jedes eine Zweieinheit, Geist-Körper, bedeutet, so wird also im gesamten Gebiete der Schöpfung jede solche zweieinig-zwiespältige Zweiheit zu einer vieleinig-vielspältigen Vielheit, die gewissermaßen eine Welt für sich darstellt. Jede Wesenheit geht in einer höheren Wesenheit auf, ist ihr untergeordnet usw. in aufsteigender Tendenz — eine Unendlichkeit von immer weiter werdendem Geistesringen um das Zentrum des kleinsten geistkörperlichen Atoms. Von der einzelnen Ichheit Mensch ausgehend, würde man den nächst weiteren Kreis den Rasse- oder Volksgeist nennen können, den nächst höheren den Erdgeist, dann weiter den Sonnengeist und so fort bis zum Weltgeist. Damit sind wir bei dem großen namenlosen Gotte angekommen, der doch wieder eins ist mit dem Geiste der kleinsten Atome, also daß jede Ichheit eine direkte Fühlung mit Gott in ihrem Innern hat und sonach keines Mittlers, keines Priesters, keines Heilandes bedarf, um mit ihrem Gotte zu verkehren. Natürlich verkehrt aber jede Ichheit in ihrer gerade gegenwärtigen Erscheinungsform direkt nur mit jenem Geiste oder Gotte, in dessen Kreise, in dessen geistiger Ebene sie sich betätigt. („Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“)

Diese Zweieinheit und Vieleinheit entwickelt bzw. konzentriert sich zur „hochheiligen Drei“, indem man sie beide in den drei Ordnungsstufen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft betrachtet. Es ist ein Beweis für die außerordentliche Feinheit altgermanischen Denkens, daß die zweite Norn Verdandi, d. h. die Werdende, genannt wurde, aus der Erkenntnis heraus, daß es einen Stillstand in der Zeit überhaupt nicht geben kann, somit die eigentliche Gegenwart immer nur den unmeßbar kleinsten Teil einer Sekunde bedeuten kann. In diesem ewigen Zustande des Werdens erkannten die Armanen die organische Bestimmung alles Lebens, also auch jene des Menschen: ein stetes Fortschreiten in der Vervollkommnung. Und aus der Erkenntnis der untrennbaren Zweiheit, Geist und Körper, folgerten sie richtig, daß man diesen organischen Fortschritt ebensowohl auf dem körperlichen wie auf dem geistigen Gebiete fordern müsse. Jahrtausende hindurch hat so die germanische Armanenschaft die Pflege und Schulung der Geister wie der Körper zu idealem Heldentum betrieben — zu einem Heldentum, das freilich mit der ruhmredigen Roheit der Ritter- und Räuberromantik wenig zu tun hat. Das germanische geist-körperliche Heldentum mußte selbstverständlich eine lebenverneinende Askese abweisen; es bekannte sich zu freudigem Lebensgenuß, und sein Erziehungsprinzip bestand in strenger Schulung des Körpers und ebenso

strenger Disziplin des Geistes über denselben. Das Bewußtsein der eignen Unsterblichkeit durch die Einheit mit Gott, das Bewußtsein der Untrennbarkeit der Ichheit von der Allheit, das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit, welches jedes Schicksal aus den Taten oder Unterlassungen der gewesenen oder werdenden Zeit herleitet, alles dies zusammen ergab jene heldenhafte Disziplin des Geistes, welche das Selbstopfer der Persönlichkeit, d. h. des einen Leibes, nicht scheuen noch fürchten ließ, weil ja die Gewißheit der Auferstehung in einem andern Leibe vorhanden war.

Es versteht sich von selbst, daß nur für die auserwählte Intelligenz jene Gewißheit der Einheit mit Gott und des Aufgehens in die Gottheit am Ende aller Dinge ein Ideal von sozusagen praktischem Wert darstellen konnte; darum wurden für die einfältigen Gemüter Walhall und Hel mit allen ihren Zwischenstufen erfunden. Für die stärkste Leistung der Vaterlandsliebe, den furchtlosen Heldentod, mußte eine unmittelbare Belohnung ausgesetzt sein; darum winkte den Einheriern in Walhall, was dem Normalempfinden als höchster Lebensgenuß galt: freie Jagd, fröhliches Kampfspiel, frei Bier und freie Liebe. Man wird solche Vorspiegelung darum keinen Volksbetrug nennen können, ebensowenig wie man die Märchen, die man Kindern erzählt, als unsittliche Lügen verdammen wird. Sämtliche Religonen kultivieren ja eine solche Märchen-

erfindung für die kindlichen Geister — und sie tun recht daran. Schlimm ist es nur, wenn eine Religion im blinden Glauben an die von ihr zweckbewußt erfundenen Symbole und Märchen das Heil erblickt und die höher gearteten Geister, die solcher Notbehelfe nicht bedürfen, darum vom Heile ausschließt — wie es das klerikale Christentum aller Konfessionen, wenigstens dessen eifrigste Vertreter, bis auf den heutigen Tag noch tun. Solch ein Unsinn ist unseren Armanen niemals eingefallen. Die Geheimlehre wurde überhaupt nur den Aufnahmefähigsten der Armanenschaft mitgeteilt, während die sich darauf gründende exoterische Lehre den Schülern, die nach Erkenntnisgraden geordnet waren, in sich immer mehr enthüllenden Bildern gelehrt wurde. Der Masse des Volkes wurde in der sogenannten „Wihinei" (im Gegensatz zu esoterischen „Rita") eine Art Religionslehre gegeben, in welcher jene Erkenntnisse verbildlicht und personifiziert wurden — wie also beispielsweise die Naturkräfte und ihre Wirkungen durch vielnamige Götter versinnlicht wurden. Aber selbst die rohe Masse des Volkes war weit davon entfernt, mit diesen Göttern, d. h. mit ihren Bildern einen Götzendienst zu treiben. Soweit man sich überhaupt Bilder von Göttern machte (das künstlerische Vermögen dazu war ja überhaupt noch sehr gering), dienten solche nur ornamentalen Zwecken; die Götterverehrung fand irgendwo im Freien statt an

einer Stelle, wo die Naturgewalt, deren Symbol der Gott darstellte, sich vielleicht besonders bemerkbar machte. Und die Opfer sollten auch weiter nichts bedeuten als einen Ausdruck der Dankbarkeit für das wohltätige Walten der betreffenden durch den Gott versinnlichten Naturkraft. Solange noch die Erinnerung an den Kanibalismus der Urzeiten als ein dunkler Drang lebendig war, der sich keine heilige Handlung ohne Blutvergießen vorstellen konnte, so lange wurden auch den Göttern zu ihren Festen noch blutige Opfer gebracht, Menschen, wenn die Erregung der Sinne besonders mächtig war, Tiere in friedlicheren Zeitläuften. Nächst dem eignen Leibe bestand ja der kostbarste Besitz im Viehstand, und die Kostbarkeit des Opfers stand natürlicherweise im direkten Verhältnis zur religiösen Begeisterung. Zur Zeit, als die ersten Sendboten des Christentums in die germanischen Länder kamen, war es aber der Armanenschaft fast schon gelungen, die blutigen Opfer durch solche von Feldfrüchten zu ersetzen. Und die Erinnerung an diese zerealen Opfergaben ist heute noch durch die Formen und Namen unserer Gebäcke bei uns lebendig. Die Opferkuchen und Opferbrote symbolisierten den Menschenleib oder auch Tierkörper und endlich auch die Götter selbst. So ist z. B. K u c h e n (von k o k = bereiten und a n = Ursprung) das den Ursprung bereitende (der „Mutterkuchen", woran die Geburt haftet), also

das Sinnbild der Weiblichkeit; der Wecken das Sinnbild der Männlichkeit, nämlich das männliche Glied als der Erwecker der Zeugung; der Laib (lab = Leib und Leben) ist die Nachbildung des Menschenleibes mit dem nabelartigen Eindruck in der Mitte, die Semmel (se = Sonne, Geist, Seele, mel = Mehl, mahlen und vermählen), ursprünglich ein fünfteiliges Gebäck, vertrat den Femstern oder Drudenfuß, das Symbol der Wiedergeburt (das Körperliche verbindet, d. h. vermählt oder vermehlt sich mit dem Geistigen in steter Wiederkehr zur Wiedergeburt); ganz ähnlich der Kringel (was im Ring eingeschlossen ist), d. h. der Kreislauf des Lebens; die Bretze (von bere = gebären und tse = machen, also geburtbefördernd) und die Fastenbretze (von fas = zeugen und ten = einhalten) war also eine symbolische Opferspeise, welche die Mahnung aussprach, während der Schwangerschaft dem geschlechtlichen Umgang zu entsagen. List führt diese Symbolik der Gebäcke in bezug auf die meisten noch heute bekannten Formen ausführlich durch und unterscheidet Opfer-, Fasten- und Spottgebäcke.

Die Opfer und sonstigen heiligen Gebräuche zu Ehren der personifizierten Naturerscheinungen fanden nicht in eigens hierzu erbauten Tempeln statt, sondern an den geweihten Versammlungsstätten des Volkes, an denen auch die wichtigsten Beratungen sowie die Gerichtsverhandlungen statt-

fanden, also an den Thingstätten. Wo eine wohlhabendere und kunstgeübtere Bevölkerung ein fest gefügtes Halgadom unter Dach gebracht hatte, da diente auch dieses gleichzeitig als Rathaus, Schule und Kirche. Ja, bei manchen besonders großen Halgadomen konnten sich sogar feste Ansiedlungen nahezu klösterlichen Charakters für die Priesterschaft angliedern — man darf nur bei dem Ausdruck Priesterschaft nicht an berufsmäßige Angestellte zur Ausübung gottesdienstlicher Handlungen denken, sondern muß dabei im Auge behalten, daß dieselben Leute wohl stets neben priesterlichen Funktionen auch die Rechtsprechung und den Schulunterricht versahen. Bekanntlich gab es auch weibliche Priesterinnen, die gleichfalls in verschiedene Grade eingeteilt waren. (Einer ihrer vielen Namen war [nach Jornandes] Haliorune, d. h. Heilsrätinnen.) Das Noviziat bildeten die Halgadoms Maiden, welche ähnlich den indischen Bajaderen als Sängerinnen und Tänzerinnen bei den Festen dienten. Aus ihnen wurden die höher befähigten dann zu den oberen Graden zugelassen. Diese bildeten erstens die Thruten oder Druden, d. h. die Trauten oder Vertrauten, zweitens die Hag-Idisen, woraus später das Wort Hexe entstand, und aus ihnen ging, nach Alter und Würde erwählt, die Wala, die Oberpriesterin hervor, die Totenwählerin (vgl. Walküren). Die Wala war die eigentliche Opferpriesterin, unter

deren Messer bei besonders feierlichen Gelegenheiten wohl auch Kriegsgefangene zuweilen ihr Leben lassen mußten. Eine mit besonderen Prophetengaben ausgestattete Wala hieß Albruna und genoß des höchsten Ansehens als Oberin aller Priesterschaft innerhalb eines größeren Volksverbandes. Die von Tacitus gerühmte Aurinia und die zur Zeit Kaiser Vespasians in Rom gefangen gehaltene Veleda waren solche Albrunen und weit berühmt in allen deutschen Gauen. Alle Priesterinnen waren zu ehelosem Leben verpflichtet und mußten den Mann, der etwa doch ihre Liebe genoß, töten, während die Frucht solcher Liebe, vorausgesetzt, daß sie rasserein war, als Halgadomskind erzogen wurde. Nicht rassereiner Nachwuchs dieser Art mußte geopfert werden. Die Priesterin selbst aber ging straffrei aus. Wie außerordentlich die Veredlung der Rasse durch bewußte Vermischung körperlich untadeliger Männer mit der geistigen Elite der Weiblichkeit, den Priesterinnen, bewertet wurde, dafür zeugt eine merkwürdige Sitte. An den hohen Festen, besonders den Frühlings- und Sommersonnenfeiern am Ostera- und am Balderfest, fanden nämlich unter großem Zustrom des Volkes feierliche dramatische Aufführungen statt, welche Götterhochzeiten darstellten. Zur Götterbraut wurde jeweils die körperlich und geistig schönste und würdigste Priesterin ausersehen und der Götterbräutigam mußte ebenfalls ein Mann von untadel-

haften Sitten und untadelhafter Schönheit des Körpers sowie von hervorragender geistiger Veranlagung sein. Im Laufe eines solchen heiligen Schauspiels wurde dann von diesen beiden Auserwählten das Beilager öffentlich auf der Bühne vollzogen, und das Volk genoß ein solches erotisches Schauspiel in andächtig erhobener Stimmung. Entsprang aus solcher Verbindung ein Kind, so wurde dieses als sogenannter Koting von der Armanenschaft mit besonderer Sorgfalt erzogen und genoß sein Leben lang eines großen Ansehens, ebenso wie auch der Sprößling der verbotenen Hingabe einer Priesterin nachträglich als ein Koting erklärt werden konnte, falls der geopferte Vater die Eigenschaften eines Edelings in körperlicher und geistiger Hinsicht nachweislich besessen hatte. Die Männer, denen die Ehre zuteil geworden war, die Rolle des Götterbräutigams zu spielen, wurden natürlich nicht geopfert. Dieser unserem christlichen Gefühl schamlos dünkende Brauch beweist, wie ernst es unsere Vorvorderen mit der Veredelung ihrer Rasse nahmen, und wie namentlich die Priesterschaft darin eine heilige Pflicht erblickte. Heutzutage wendet man allen möglichen Fleiß auf, um die Tierrassen zu verbessern, aber Gesetz und Sitte, Religion und soziale Not scheinen sich dazu verschworen zu haben, die Menschenrasse zu verschandeln. (Nebenbei gesagt beweist die Existenz solcher religiösen Festspiele auch die Unwahrheit der christlichen Be-

hauptung, daß die dramatische Kunst in germanischen Landen von den Mysterienspielen der Klöster ihren Ausgang genommen habe.) Da die männliche Priesterschaft in dem allgemeinen Begriff des Armanentums aufging, die Priester sich auch nicht etwa durch Kleidung oder Lebensgewohnheiten von den andern Volkgenossen unterschieden, so war es natürlich, daß die weiblichen Priesterinnen im Volksbewußtsein weit mehr als eigentliche Vertreter des Priesterstandes gelten mußten, und daß auch in den schriftlichen und mündlichen Überlieferungen fast ausschließlich von ihnen berichtet wird. Es wurde eben von keinem Volk der Erde dem Weibe eine so hohe Verehrung gezollt wie von den Germanen. Es kommt noch hinzu, daß das rein innerliche Naturgefühl, das dem Manne im Getriebe der Welt so leicht verloren geht, vom Weibe leichter bewahrt wird, und daß die Erziehung der zur Priesterschaft bestimmten Frauen in den abgelegenen waldumrauschten Halgadomen ganz besonders auf die Verstärkung dieser natürlichen Anlage gerichtet war, so daß also ihr Emporwachsen bis zur erstaunlichsten Betätigung okkulter Kräfte bei einzelnen besonders Begabten nichts Wunderbares mehr hat.

Die bisherigen Ausführungen haben uns gezeigt, wie sowohl in der metaphysischen Spekulation wie in der Ordnung des Staats- und Gemeindewesens, in der praktischen Religion wie in der Abgrenzung der Stände und Berufe überall die

Neigung hervortritt, die Begriffe ineinander einzuschachteln, den einen aus dem andern hervorgehen zu lassen, um ihn dann wiederum in eine höhere Ordnung als untrennbaren Bestandteil einzugliedern. Dieses Vergnügen an einer spitzfindigen Systematik ist also sicher urgermanisch und ist bis auf den heutigen Tag ein Merkmal germanischen Denkens geblieben. Als nach der gewaltsamen Christianisierung alles heidnische Wesen mit blutgierigem Eifer verfolgt und ausgerottet wurde, nahmen die Hüter des heiligen Urväterwissens, die Erben der Armanenschaft, ihre Zuflucht zu jener altvertrauten — sagen wir „Denkkunst“ und schufen ein wunderbares System zur wirksamen Verheimlichung ihres ketzerischen Wissens und Glaubens vor den klerikalen Schnüfflern. Sie bildeten eine besondere Geheimsprache, Zwiesage oder Kala genannt, aus, vermittelst deren die eingeweihten Wissenden des höchsten Grades sich in Wort und Schrift untereinander verständigen konnten, ohne daß die Uneingeweihten eine Ahnung davon hatten. Sie nahmen den deutschen Glauben und das deutsche Recht in die heimliche Acht der fünf (fem) Finger der Schwertfaust, und so entstand der Bund der heiligen Fem. Wie wir bei der Deutung der Runen gesehen haben, wurden die einzelnen Schriftzeichen sowohl als Buchstaben wie als Wortstämme, wie als aus der Vieldeutigkeit dieser Wortstämme herausgelesene

Leitsätze, Sinnsprüche benutzt. Und diese Dreideutigkeit machten sich in christlicher Zeit die heidnischen Wissenden zunutze, um sich „verhehlter Weis“ untereinander zu verständigen. So diente beispielsweise in schriftlichen Mitteilungen der Stabreim zur Kenntlichmachung derjenigen Worte, welche den geheimen Sinn enthielten. Es konnte also ganz ungescheut eine gänzlich unverfängliche Mitteilung, eine harmlose Dichtung jedermann vor Augen oder Ohren kommen, ohne daß ein anderer als nur der Wissende, der den Schlüssel zur Deutung der Geheimworte besaß, von dem versteckten Sinn irgend etwas merkte. Diese Kala oder Zwiesage bildeten die Wissenden zu einer solchen Fertigkeit aus, daß sie sich sogar in der mündlichen Rede jener Geheimsprache zu bedienen wußten. Außerdem dienten als Erkennungsmerkmale für die Wissenden untereinander auch noch Besonderheiten des Grußes, des Händedrucks und dergleichen äußere Merkmale. Jene obengenannten Erben der alten Armanenschaft waren aber die Zunft der Spielleute, die direkt aus der Skaldenschaft hervorging, die Femrichter, die deutsche Bauhütte und die deutsche Heroldszunft, und es ist nun wohl leicht erklärlich, warum die Vollstrecker der päbstlichen Herrschsucht von jeher bis auf den heutigen Tag mit solcher mißtrauischen Aufmerksamkeit jede Regung der in germanischen Ländern stets blühenden Geheimbündelei verfolgt

und warum sie insonderheit gegen die Spielmannszunft (Dichter, Publizisten und freie Gelehrte) einen so erbitterten Vernichtungskrieg geführt haben.

Bis hierher sind wir dem Gedankengange Guido von Lists gefolgt, und ich habe versucht, in diesen wenigen Seiten den Inhalt jener zwei ausgedehnten Abhandlungen gemeinverständlich und in möglichster Kürze darzustellen. Es wird Sache der Historiker und Sprachgelehrten sein, seine Behauptungen und die daraus abgeleiteten Folgerungen nachzuprüfen — jedenfalls darf die Wissenschaft an dieser überaus geistvollen, schöpferischen Gedankenarbeit nicht achtlos vorübergehen. Mir persönlich erscheint, wie ich bereits früher bemerkte, der Analogieschluß von dem Gewordenen nach rückwärts auf das Werdende und Ursprüngliche sicherer als manche anderen Beweismittel phantastischer Zeichendeutkunst — besonders der philologischen. Eigne Forschungen auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes haben z. B. mir, bereits ehe ich die Listschen Aufsätze kennen lernte, durch bloßen Analogieschluß die feste Überzeugung beigebracht, daß alle unsere Vorstellungen von dem Zustande der geistigen Kultur unserer Vorfahren durch absichtliche christliche Fälschungen getrübt, und daß in der schändlich vergewaltigten, ehrlos gemachten Spielmannszunft tatsächlich die Hüter uralten Wissens, die Märtyrer uralten Glaubens zu erblicken seien. Die Mönche, der frühesten Orden besonders, übten für die von

der Kirche anerkannte Wissenschaft und Kunst genau dieselben Funktionen aus wie die Armanenschaft für das heidnische Germanentum. Sie bewahrten uns die Schätze altgriechischer und lateinischer Philosophie und Dichtkunst, setzten in der Musik die altgriechische Tradition in Theorie und Praxis fort und wurden dem Volke zu Lehrmeistern aller sieben freien Künste neben ihrer seelsorgerischen Tätigkeit. Aber während ihrem Wirken in all seinen Verzweigungen, von der weltfernen Gedankenarbeit des Gelehrten bis zur volkstümlichen Betätigung als Kirchensänger und Schauspieler, Bildschnitzer und Maler ehrfurchtsvolle Anerkennng gezollt wurde, lud man auf die Spielleute, die Erben der sicherlich gleich würdigen Armanenschaft, Spott und Schande. Sie wurden herabgedrückt zu ehrlosem fahrendem Volk. Was Wunder, wenn im Laufe der Jahrhunderte das Bewußtsein ihrer hohen Mission in der Spielmannszunft allmählich verblaßte, der hochgemute Stolz verloren ging und endlich aus den Hütern uralten heiligen Wissens wirklich nur mehr landstreichende Gaukler und Possenreißer wurden. Und dennoch haben sie selbst in dieser jämmerlich dürftigen Gestalt noch eine hohe Aufgabe glänzend erfüllt, für welche die germanische Welt ihnen für alle Zeiten tiefste Dankbarkeit bewahren muß: sie waren die Schöpfer und treuen Bewahrer des Volksliedes, also der wirklich ursprünglichen nationalen Poesie und

Musik, jenes Volksliedes, das in den traurigsten Zeiten der Erniedrigung und Verwilderung die einzige Zufluchtsstätte urgermanischen Empfindens gewesen ist, und das auch heute noch für das versprengte Deutschtum, wie z. B. in der Nordamerikanischen Union, das einzige starke Bindeglied, den letzten Rückhalt versinkenden Rassestolzes bildet.

Wer einen wirklich unbefangenen historischen Sinn besitzt und sich ohne Vorurteil in das Studium des deutschen Volksliedes liebevoll versenkt, der muß, meine ich, gleich mir zu der Überzeugung kommen, daß auch unsere landläufigen Vorstellungen von dem Wesen dieses deutschen Volksliedes gerade so gut wie die von dem Wesen heidnischer Weltanschauung, Sittlichkeit und überhaupt Kultur christliche Fälschungen seien. Wir haben uns daran gewöhnt, jene anmutig sinnfällige, auf einem straffen Rhythmus und höchst simpler Harmonie fußende Melodik, die ihren vollendetsten Ausdruck in Mozart gefunden hat, als charakteristischen Niederschlag der deutschen Volksseele anzusehen. Das ist aber genau ebenso falsch, als wenn man die Verwendung der Kirchentonarten in den Kirchen- und vielen sogenannten Volksliedern des 15.—17. Jahrhunderts als einen Beweis dafür ansehen will, daß jene Kirchentonarten samt der auf ihnen aufgebauten Harmonik jemals bei uns volkstümlich gewesen seien. Dem gegenüber möchte ich behaupten, daß nicht einmal in ihrem Ursprungslande, dem alten

Hellas, diese Tonarten jemals populär gewesen seien, denn sie verdanken ihre Ausbildung lediglich der Spekulation mathematischer Köpfe. Gerade das durchaus Fremdartige, keinen angeborenen Musiksinn Befriedigende dieser willkürlichen Tonreihen veranlaßte die römische Kirche, sie neben der römischen Sprache zum Gebrauch des öffentlichen Gottesdienstes in den germanischen Ländern zu verwenden. Durch die Fremdartigkeit und Unverständlichkeit sollte eben der Eindruck mystischer Weihe verstärkt werden — und die römische Kirchenmusik konnte diesen Zweck um so eher erreichen, als die Germanen von jeher einen heillosen Respekt vor allem an den Tag legten, was dunkel, unverständlich und weit her war. Die Melodik der alten Schlachtgesänge, welche den kriegserprobten römischen Legionen kalte Schauer über den Rücken jagten, muß eine ganz andere gewesen sein als die des eintönig plärrenden, stark orientalisch gefärbten frühchristlichen Kirchengesanges. Und gerade weil wohl die Erinnerung an die hinreißende Kraft des germanischen Kriegsgesanges bei den Nachkommen der besiegten Römer noch lebendig war, suchten die priesterlichen Schergen Roms die Erinnerung daran in den germanischen Ländern mit demselben Eifer zu vernichten, wie alle schriftlichen und mündlichen Überlieferungen der alten Religion. Es ist aber leichter, Irminsäulen zu stürzen, Tempel zu verbrennen und Inschriften wegzukratzen, als einem

Volke alten Sang und alte Sage vom Munde wegzufangen und zu vernichten. Die kluge Kirche sah diese Unmöglichkeit wohl ein, und darum sorgte sie von vornherein dafür, daß den liebsten und tiefst eingewurzelten religiösen Vorstellungen des naiven Volkes christliche Namen und christliche Deutungen untergeschoben wurden. Sie vertauschte die Götter mit Heiligen, übernahm das Jul-, das Oster- und Mitsommerfest mitsamt einer Menge liebgewordener Gebräuche, denen sie einen andern Sinn unterlegte, und bevölkerte die christliche Hölle mit allen Schreck- und Spukgestalten germanischer Einbildungskraft. Auf diese Weise haben sich unzählige Erinnerungen an das Heidentum bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten und sind für den erfahrenen Forscher aus der verhehlten Weise, aus der Kala der Volksdichtung doch noch deutlich herauszulesen. Den musikalischen Äußerungen der Volksseele gegenüber war natürlich eine solche Rettungsarbeit viel schwieriger, denn Kenntnis und Übung der Notenschrift wurden erst allgemeiner, als das römische Christentum schon etliche Jahrhunderte bei uns bestanden hatte; auch waren es schier ausschließlich die im Dienste der Kirche stehenden Musiker, die solche Kunst auszuüben vermochten. In einer Zeit, wo nicht einmal Kaiser und Könige, noch auch die ritterlichen Minnesinger der Schreibkunst alle mächtig waren, haben natürlich die Dichter und Sänger

noch viel weniger die Weisen, die sie erfunden, niederzuschreiben vermocht. Sie waren lediglich auf die Spielleute angewiesen, denen sie sie vorsangen und sagten, bis sie sie auswendig wußten und alsdann fahrender Weise in das Volk tragen konnten. So ist es denn nicht verwunderlich, daß die früheste Notierung eines weltlichen Liedes, die wir besitzen, erst aus dem neunten Jahrhundert stammt. Es ist der in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrte Klagegesang des Sachsen Gottschalk. Dieser Gottschalk war ein höherer Geistlicher, welcher mit seinem Vorgesetzten, dem berüchtigten Römling Rhabanus Maurus, Bischof von Fulda, über dogmatische Fragen in Konflikt geraten war und von diesem rachsüchtigen Eiferer dafür auf Lebenszeit in der Verbannung in Frankreich gefangen gehalten wurde. Das kleine, tieftraurige Lied hat aber lateinischen Text, und seine Melodie ist begreiflicherweise vom Kirchenstil stark beeinflußt. Von den Melodien der Minnesänger sind uns zwar einige erhalten, aber wenig geeignet, uns einen Begriff zu geben von dem wirklichen Volksgesang der Urzeiten. Was wir aus der Blütezeit des Minnesanges an musikalischen Aufzeichnungen besitzen, klingt alles konventionell, d. h. kirchlich übertüncht. Erst aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ist uns eine Melodie überliefert, die mir durchaus wurzelecht erscheint, ein überzeugender Ausdruck heidnischer Deutschheit. Es ist das eine

Melodie, die auffällig für die Nibelungenstrophe paßt, und welcher der Text des neueren Hiltebrantsliedes untergelegt war. Hans Sachs dichtete im Jahre 1525 ein geistliches Lied und schrieb dafür den Hildebrandston vor, wobei er ausdrücklich bemerkt, daß dieser Ton sehr alt und fast schon vergessen sei. Dieser Hiltebrantston dünkt mich ein unschätzbares Kleinod für den kundigen Deuter der musikalischen Kala. So gewiß die Tonsprache älter ist als die Wortsprache, so gewiß ist die melodische Ausdrucksweise eines Volkes für dessen innerstes Wesen noch charakteristischer als seine Poesie, wenn es auch bis auf den heutigen Tag noch nicht möglich geworden ist, eine ethnographisch spezialisierte Deutung von Rhythmus und Intervall wissenschaftlich festzulegen. Gleichwie aber das kundige Ohr gewissen Melodien und Rhythmen sofort anhört, diese kann nichts anders denn ungarisch, jene nichts anders denn russisch, norwegisch, arabisch usw. sein, ohne daß man in jedem einzelnen Falle bestimmt anzugeben vermöchte, worauf solche Sicherheit der musikalischen Empfindung beruhe, ebenso bestimmt kann man von diesem Hiltebrantston sagen: diese Melodie ist urdeutsch. Sie ist nämlich gänzlich ohne Rhythmus, die harmonische Unterlage schwankt, nach unserem modernen Empfinden, zwischen Dur und Moll unsicher hin und her, und ihre ganze Schönheit besteht in der kraftvoll unterstreichenden Deklamation. Gleichwie die

deutsche Prosodie nicht Längen und Kürzen, sondern nur die betonten Silben zählt, so kennt auch der urdeutsche Volksgesang keinen taktierbaren Rhythmus, sondern gewinnt seine melodische wie rhythmische Gestalt nur dadurch, daß die richtige Wortbetonung zugleich die schweren Taktteile der Melodie ergibt. Es sind also diese ältesten Melodien im allermodernsten Sinne richtig deklamiert, und das Neue der Wagnerischen Kunst, eben dieser deklamatorische Stil, stellt sich danach als ein uraltestes Besitztum germanischer Musikübung heraus. Bevor sich der Einfluß der verhältnismäßig früh kunstmäßig ausgebildeten italienischen und französischen Melodik mit ihrem festen Rhythmus und ihrer klaren harmonischen Unterlage auch in Deutschland geltend machte, zeigen ächte Spielmannslieder (also was wir Volkslieder nennen) dieselbe Eigentümlichkeit der rhythmisch freien, kraftvoll einfachen Deklamation. Die deutschen Kunstkomponisten haben sich bis tief ins 17. Jahrhundert hinein fast ausschließlich von der melodischen Erfindung der Spielleute ernährt, indem sie in ihren vertrakten und gequälten Vokal- und Instrumentalstücken Volkslieder als *cantus firmus* benutzten. Da aber dieser *cantus firmus* meistens nicht im Diskant, sondern im Tenor lag, so erscheinen diese Melodien denn auch nur „verhehlter Weise“ in den mehrstimmigen Kunstkompositionen und sind meistens derart rhythmisch verrenkt und durch Melismen und Koloraturen

dermaßen verzerrt, daß ihre ursprüngliche Form schwer oder gar nicht wiederzuerkennen ist. Da hat sich denn Luther ein außerordentliches Verdienst erworben, indem er dem protestantischen Kirchengesang resolut die zu seiner Zeit beliebtesten und bekanntesten Volksmelodien zugrunde legte, mochten ihre Texte auch noch so weltlich, ja geradezu liederlich sein. Freilich mußten sich für diesen Zweck die Volksmelodien auch gehörig vergewaltigen lassen, indem sie in lauter gleichwertige Noten umgesetzt und in kleine Absätzchen zerstückelt wurden, damit auch die weniger musikalischen Leute beim Singen mitkommen und nach jeder Verszeile Zeit finden konnten, im Gesangbuch die nächste Zeile vorzubuchstabieren. Immerhin wurde auf diese Weise ein reicher Schatz von Melodien gerettet, dem man mit einiger Phantasie und Geschicklichkeit die ursprüngliche Form unschwer wiedergeben kann. So will es denn eine eigentümliche Ironie der Geschichte, daß die Kirchenreformation uns den Begriff vom Gesang unserer heidnischen Vorfahren wieder lebendig machte und Luther selbst uns das herrlichste urheidnische deutsche Kriegs- und Siegeslied in seinem „Eine feste Burg ist unser Gott" gesungen hat.

Im deutschen Volkslied erhielt sich durch alle die Jahrhunderte hindurch fast ungetrübt das altgermanische innige Naturgefühl, die verehrungsvolle Liebe für die Gestirne des Tages und der

Nacht, für Meer und Gebirge, Wald und Wiese, Vogelsang und Blumenblust, erhielt sich ferner eine urgesunde natürliche Anschauung über die Sittlichkeit, besonders über die sexuelle Ethik, wie endlich das tiefe starke Gemüt, dessen Äußerungen freilich in weicheren und kleineren Zeiten gerne in Sentimentalität ausarteten. Mancher scheinbare Unsinn, besonders in den Kehrreimen der Kinderlieder, weist noch direkt auf heidnische Erinnerungen zurück. Die Namen der alten Götter durften zwar nicht genannt werden, aber von Schwarz- und Weißalben, von Nickern und Nixen, von symbolischen Tiergestalten sind sie erfüllt, während die von den gelehrten Dichtern in die Kunstpoesie hineingetragenen verschminkten und verpuderten Götter Griechenlands niemals eine Stätte darin gefunden haben, und die christlichen Heiligen meistens sehr deutlich in ihnen die Stelle der alten Götter vertreten. So lange das glanzvolle Gebäude der römischen Hierarchie die Augen der Gebildeten blendete und die Macht des darin verkörperten cäsarischen Gedankens die besten Köpfe betäubte, so lange blieb auch die Kunstpoesie und Musik in der gequälten Nachahmung klassischer, und später französischer und italienischer Vorbilder befangen, und der ächte Naturlaut unserer Rasse war nur in der Volkspoesie und Musik zu finden. Daher die Erscheinung, daß alle unsere großen Sprachbildner und nationalen Kunsterneuerer wieder beim

Volkslied in die Lehre gegangen sind. Und weil unsere Geisteshelden, unsere revolutionären, epochemachenden Dichter, Musiker, Philosophen und Staatsmänner gerade aus ihrem ungebrochenen Deutschtum die Kraft zu ihren Taten sogen, darum mußten diese Männer auch allesamt Antiklerikale sein, von dem wackeren frommen Spielmann Walter von der Vogelweide angefangen bis zu Bismarck. Und wegen seines trotzigen Aufbäumens wider das Papsttum war der Hohenstaufe Friedrich II. der gewaltigste und deutscheste unserer sämtlichen Kaiser, trotzdem er so selten in Deutschland weilte und so gute Freundschaft mit den Sarazenen hielt.

Eine solche Unzerstörbarkeit des germanischen Volkstums deutet mit Bestimmtheit auf eine nicht auszuschöpfende Kraftquelle hin, wie sie wohl kaum ein anderes Volk der Erde aufzuweisen hat. Und diese Kraftquelle haben wir jetzt in der urgermanischen Weltanschauung entdeckt.

Der Buddhismus, der nur das Geistige anerkennt und das Körperliche verachtet, hat seine Anhänger unfähig gemacht, ihre politische Freiheit zu bewahren; der Polytheismus der Griechen und Römer, der nur das Körperliche anerkannte, ließ seine Bekenner rasch eine hohe Kultur und Weltmachtstellung erlangen, aber durch Einbuße an moralischer Kraft auch ebenso rasch wieder verlieren. Wogegen die germanische Weltanschauung, die das Geistige und Körperliche als untrennbar und gleichwertig an-

erkannte, ihren Bekennern notwendig ein physisches und geistiges Übergewicht sichern und sie dadurch zu Lehrmeistern der sämtlichen anderen Völker machen mußte. Die praktischen Forderungen, welche man an jede Religion stellen muß, sind die, daß sie ihren Bekennern das Leben ertragen und den Tod überwinden helfe, daß sie ihnen für die unleugbare Widersinnigkeit und Ungerechtigkeit so vieler Erscheinungen des Lebens eine plausible Deutung, einen gerechten Ausgleich, einen Trost gebe, und daß sie endlich den Schwachen einen sittlichen Halt verleihe. Gewiß vermag unter vielen anderen Bekenntnissen auch das Christentum seinen Gläubigen diese Forderungen zu erfüllen und die Frage, nach welcher Fasson ein Mensch selig werden will, ist gewiß gleichgültig, wenn er tatsächlich dieses Ziel erreicht; aber wenn wir die verschiedenen Bekenntnisse vorurteilslos und vom Höchststandpunkt gegenwärtigen Naturerkennens und philosophischen Denkvermögens auf ihre innere Wahrheit und praktische Tüchtigkeit hin prüfen, so müssen wir zu der Überzeugung gelangen, daß in beiden Beziehuugen es keine der bekannten Weltreligionen mit der altgermanischen aufnehmen könne. Die Wissenschaft, wohin sie auch in der Empirie wie in der metaphysischen Spekulation gelangen möge, kann mit der Lehre der Untrennbarkeit von Geist und Körper und von dem ewigen Kreislauf der Entwicklung niemals in ernstlichen Konflikt kommen, es sei denn,

daß sie, wie der krasse Materialismus, sich des geistigen Elementes und damit des ethischen Einflusses ganz begebe; ebensowenig werden Staats- und Gesellschaftseinrichtungen irgendwelcher Art gegen diese Weltanschauung ankämpfen dürfen, weil sie ja den Glauben an die Entwicklung zum Vollkommneren in sich schließt, also alles Bestehende als eine notwendige, aber vorübergehende Entwicklungsphase betrachtet. Fragen wir aber gar nach den praktischen Früchten jener Weltanschauung, so müssen wir doch zugeben, daß niemals eine Religion die Hauptforderungen, die an sie gestellt werden müssen, besser erfüllte. Wann sind jemals Menschen freudiger in den Tod gegangen als unsere Vorfahren zu der Zeit, als sie an Wuotan und sein Walhall glaubten? Welche andere Lehre half je so sicher die Widerwärtigkeiten und Ungerechtigkeiten des gegenwärtigen Daseins ertragen als die germanische Überzeugung von der steten Wiedergeburt in einer durch eignes Verdienst oder eigne Schuld erhöhten bzw. erniedrigten Geistesstufe? Welche andere Religion gründete so die staatlichen und sozialen Verhältnisse auf die besten Instinkte der Rasse, auf die Treue, auf gegenseitige Achtung und Duldung? Welche Religion endlich übte einen so wohltätigen Einfluß auf die sittliche Gesundheit aus wie die der Germanen durch ihre Körperkultur und ihre Sexualgesetze? „Der Wuotanismus“ — sagt List — „erhob das Weib zur Göttin

und die Zeugungstat zu heiligendem Tun, während es späteren Kulturperioden, welche sich selbstgefällig hocherhaben über jenen dünkten, vorbehalten blieb, das Weib zur Dirne zu entwürdigen und die gottähnliche Schöpfungstat der Zeugung zum Genußmittel zu schänden. Nur wenigen Selbstdenkern und deren Schülern ist es möglich geworden, sich der anerzogenen, Askese heuchelnden Moraltheorie und deren polypenartig alles freie Denken umklammernden Gewohnheitsanschauungen zu entschlagen und in der altgermanischen Sexualmoral das wahrhaft Sittliche, die wahre Weisheit zu erkennen, welche unser Volk zur Heilung führen wird und muß.“

Indem wir diesen Punkt berühren, sehen wir uns vor die Schlußfrage gestellt: Worin bestehen denn nun eigentlich die Segnungen des Christentums, die uns Rom mit dem Schwerte aufgezwungen hat?

Es hat unseren Leib geschändet, indem es einen feindlichen Gegensatz von Fleisch und Geist lehrte und das Fleisch als das Tierische der Verachtung preisgab. Es hat damit zugleich die höchste Betätigung des Menschengemütes, die Liebe geschändet und den Früchten der Liebe, den Kindern, durch das Dogma von der Erbsünde ihre Unschuld besudelt. Es hat aber auch unseren Geist geschändet, indem es seinen Stolz, seinen Willen beugte und eine knechtische Demut vor einem

das Einzelschicksal lenkenden, oft so unbegreiflichen persönlichen Gotte lehrte, den wir Vater nennen sollen, auch wenn er uns noch so ungerecht behandelt. An Stelle der frohen Gewißheit einer steten Vervollkommnung durch eignes Verdienst und eines endlichen restlosen Aufgehens in der Gottheit hat es uns die zitternde Furcht vor der Strafe und die Hoffnung auf Belohnung auch ohne eignes sittliches Verdienst durch das Dazwischentreten des Heilandes, des schuldlos hingeopferten Gottessohnes gegeben. Es hat Verheißungen über Verheißungen den materiell und geistig Armen, den Seelen- und Körperkrüppeln, den Sklaven und den Schwächlingen, aber Drohungen über Drohungen den Reichen, Starken, Freien und Gesunden beschert. Es hat die Gleichwertigkeit der Menschen vor Gott in ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe gepredigt und damit der stumpfen Masse die Herrschaft über die Höchstbegabten, starken und stolzen Einzelnen eingeräumt, und es hat endlich der Schönheit den Krieg erklärt, indem es als sein heiliges Symbol das Marterholz und den blutigen Leichnam aufrichtete.

Wenn trotz alledem das Christentum bis auf den heutigen Tag nicht nur bei der gedankenlosen Masse, sondern auch bei immerhin recht zahlreichen denkenden Menschen in hoher Achtung steht, so ist das in erster Reihe durch die Macht der Gewohnheit, dann aber auch durch die unantastbare

Hoheit und Reinheit der Persönlichkeit seines Stifters zu erklären — wobei die Frage, ob diese Persönlichkeit historisch nachweisbar sei oder nicht, gleichgültig ist. Bezeichnend ist es aber, daß der einzige unter den führenden Denkern der Gegenwart, der den Mut gehabt hat, aus der unverfälschten Lehre Jesu die letzten Folgerungen zu ziehen, nämlich der Russe Tolstoi, zur Verachtung jeglicher körperlicher wie geistiger Kultur gelangt und die Anwendung von Seife für ebenso gleichgültig, wenn nicht gar gefährlich für das Seelenheil hält, als die Bewunderung Shakespeares. Tatsächlich ist das Christentum für den armen russischen Muschik die denkbar beste Religionsform; dem freien tatfreudigen Germanen aber war sie die wesensfremdeste aller damals existierenden Religionsformen. Und wenn nicht der fränkische Charles, den wir in der Schule den Großen nennen lernen, den aber unsere Vorvordern den Slactenäre, den Schlächter nannten, sie seinen germanischen Untertanen mit dem Schwerte aufgezwungen und ihre Pflege direkt unter die Willkürherrschaft des römischen Klerus gestellt hätte, so hätte die römische Jesuslehre auch niemals bei uns Eingang gefunden, mindestens aber nicht unter den jetzigen Formen festwurzeln und den alten Glauben verdrängen können. Die Art geistiger Freiheit, welche die reine Jesuslehre predigte, war gut genug, um die Gewaltherrschaft eines widernatürlichen Ritual-

gesetzes über das kleine dünkelhafte Judenvolk zu brechen, um den ohnmächtig grollenden Sklaven eines übermütigen Siegers einen Trost zu gewähren, aber es war nicht stark genug, um den messianischen Hoffnungen der intelligenteren Juden und der von griechischer Philosophie erfüllten feineren Köpfe der semitischen Welt Genüge zu tun — wie hätte sie imstande sein sollen, den so ganz anders gearteten germanischen Völkern eine neue Heilsbotschaft zu bringen?! So mußte denn diesen Völkern, die sittliche Kraft genug besaßen, um an ihre stete Vervollkommnung durch eignes Verdienst glauben zu können, ein Erlöser, den sie gar nicht brauchten, mit dem blutigen Schwerte aufgezwungen werden.

Was die Kirche im Laufe der Jahrhunderte allmählich aus der Lehre machte, steht etwa im selben Verhältnis zu dieser, wie die „Wihinei" der Germanen zu ihrer „Rita". Es ist ohne weiteres anzuerkennen, daß die katholische Kirche es viel geschickter angefangen hat, sich in die Anschauungen anderer Völker und Rassen hineinzuschmiegen und ihnen einen sinngefälligen Kultus zu bieten, in welchem die gedankenlose Masse, mit neuem Glanze und höherem Pomp ausstaffiert, das meiste von dem wiederfand, was ihr von alten Zeiten her gewohnt und notwendig war. So ließ die römische Kirche leichten Herzens die wichtigsten sittlichen

Forderungen Jesu unter den Tisch fallen, betonte mit Nachdruck nur diejenigen davon, die sie zur Sicherung ihrer Herrschaft über die Gewissen nötig hatte, und tischte dafür den hungrigen Seelen einen Gottesdienst voll bunten Schaugepränges auf, der unendlich viel heidnischer, ja götzendienerischer war als alles, was die Wihinei der Armanenschaft der Masse geboten hatte. Was die Armanenschaft in der Vergeistigung der exoterischen Religion bereits geleistet hatte, wurde durch die römische Kirche wieder vernichtet. Die aufrechten Sonnensöhne wurden zu knierutschenden Bilderanbetern erniedrigt. Die symbolischen Brotopfer wurden zu recht empfindlichen Steuern für die Klöster und den Papst in Rom hinaufgeschraubt. Und wenn der Glaubenseifer zu erlahmen drohte oder durch psychische Ansteckung einen besonders gefährlichen Grad erreicht hatte, so wurden blutige Opfer in Massen dargebracht, Juden, Ketzer, Hexen abgeschlachtet. Massenhaft stoßen auch dem Geschichtsforscher Beispiele auf für den Cynismus, mit welchem der römische Klerus auf der Höhe seiner Macht mit der Einfalt entmannter Geister seine Geschäfte machte[1].

---

[1] So z. B. wurde die Leiche der heiligen Elisabeth, nachdem man das arme Weib zu seinen Lebzeiten planmäßig verrückt gemacht hatte, nachher ganz regelrecht gegründet. Die Akten darüber sind noch vorhanden, auf welche Weise man die vom Papst geforderte Anzahl Wunder

Es sind immer, vor und nach Luther, Leute vorhanden gewesen, welche die Schmach deutlich erkannten und mit grimmigem Schmerz empfanden, die das rachgierige Rom dem germanischen Geiste anzutun wagte; aber daß diese Wissenden sich seit Luther zu keiner erlösenden Tat mehr aufraffen konnten, sondern Frankreich die Ehre des Vortritts in dieser Beziehung ließen, das hat wohl darin seinen Grund, daß sie sich zu ohnmächtigem Zuschauen verurteilt fühlen, solange die Gegenpole unserer heutigen Gesellschaft, Fürsten und Proletarier, so zäh an den Grundgedanken des Christentums festhalten. Die Fürsten glauben ihrer Herrschaft nicht mehr sicher zu sein, wenn die Kirche nicht mehr mit ihrer starken Faust das freie Denken fesselt und das Gewissen niederdrückt. Und die Proletarier, die zwar einen gänzlichen Indifferentismus gegen die Religion zur Schau tragen oder sich sogar eines blöden Atheismus berühmen, haben sich doch im Grunde in ihrem Sozialismus urchristliche Ideale zu eigen gemacht. Wer also in unserer Zeit den germanischen Völkern die hohe Herrlichkeit ihrer ächten alten Religion, die tiefsinnige Erkenntnis der germanischen Denkarbeit von Jahrtausenden und ihre praktische Bedeutung

---

durch gekaufte Zeugen aufbrachte, und wie dann der Gewinn aus der flott betriebenen Wunderfabrik und Reliquienverehrung zwischen Papst und deutschem Episkopat prozentual verteilt wurde.

für Staat, Gesellschaft und sittliche Persönlichkeit zu dauerndem Besitz neu schenken wollte, der müßte imstande sein, die Fürsten davon zu überzeugen, daß sie in solcher Rückkehr zum Alten ihren Vorteil finden, und die besitzlose, geld- und genußgierige Masse müßte sie zu der Einsicht bringen können, daß nicht Gewalt noch unsinniges Vorurteil, sondern vielmehr einfach Naturnotwendigkeit sie zeitweise vom Besitz materieller Güter ausschließe und unter Umständen sogar zum Frondienst nötige. Der aristokratische Charakter urgermanischer Weltanschauung dürfte gerade in unserer Gegenwart das schwierigste Hindernis zu ihrer Verbreitung darstellen. Trotzdem, Unmöglichkeiten gibt es für den wahrhaft Starken nicht. Weder die ängstlichen Vorurteile einiger mehr oder minder erschöpfter alter Geschlechter noch die brutale Macht des Kapitalismus, die in ihren Wirkungen so viel Ähnlichkeiten hat mit derjenigen der römischen Hierarchie, noch endlich die Macht einer Massensuggestion, unter welcher die Sozialdemokratie emporgeblüht ist, sind unbezwinglich. Wenn die Blüte der Intelligenz die innere Wahrheit einer neuen Idee — in unserem Falle einer sehr alten — erkannt hat, so kommt es nur auf die Macht einer führenden Persönlichkeit an, um diese Idee für die Massensuggestion wirksam zu machen. Möchten, bis diese Persönlichkeit aus dem Dunkel auftaucht, unsere Gelehrten, unsere noch kräftig deutsch emp-

findenden Dichter und Denker eifrig am Werke bleiben, um das Wesen germanischer Weltanschauung immer klarer zu erkennen und in überzeugender Deutlichkeit für das Verständnis der Gegenwart herauszuarbeiten, damit der kommende Mann den Boden bearbeitet finde, der deutsche Heiland, der uns heilt von den schrecklichen Wunden, von dem schleichenden Siechtum, das wir dem aufgezwungenen Fremdglauben verdanken.

Eins dünkt mich sicher: der siegreiche Verkünder des neuen alten deutschen Volksglaubens wird kein nervöser Literat, kein hysterischer Ästhet sein können, sondern weit eher ein derber Bauernkerl von lutherischem Schlage — warum nicht abermals ein wildgewordener Kuttenträger, der die Tyrannei Roms am eignen Leibe erfahren hat? Ein starker Tatmensch müßte es sein, aber auch ein starker Phantasiemensch, denn eine schöpferische Tat würde von ihm verlangt werden. Möchte er doch bald kommen, er, den wir grüßen könnten aus freudigem Herzen mit dem alten Schlachtruf: Alaf sal fena!





Inhaltsverzeichnis.



